



Österreichische Rundschau

Mitbegründet von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger

herausgegeben von

Leopold Freiherrn v. Chlumecky

(Politik)

Dr. Karl Glossy

(Literatur, Wissenschaft und Kunst)

Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer

(Volkswirtschaft und soziale Fragen)

6 Hefte vierteljährlich K 6.— = M. 6.—, einzeln K 1.— = M. 1.—.

Am 1. u. 15. jeden Monates erscheint ein Heft von durchschnittlich 5 Bogen.

Inhalt:

	Seite
Das Wehrsystem nach dem Kriege. Von Generalmajor v. Ruprecht	241
Kohlevergasung und Brennstoffwirtschaft.	
Von Privatdozent Dr. M. Dolch	246
Kriegschronik	254
Zur Charakteristik des Präsidenten der Vereinigten Staaten.	
Von Dr. Bernhard Münz	256
Goethe und Metternich. (Mit einem ungedruckten Briefe Goethes.)	
Von Hofrat Dr. Karl Glossy	261
Aus dem Tagebuch eines Fliegers. Von Karl Schöbleitner	267
Feuilleton: Antike Kriegsfürsorge Von Dr. J. Morr	273
Rundschau: Neue Erzählungen. Von Professor Dr. Alexander	
von Weilen. — Krieg und Volksbildung. Von Kais.	
Rat Dr. Ludwig Karell. — Etwas über das Sammeln.	
Von Hofrat Konstantin Danhelovsky. — Der Kampf	
einer Seele. Von Dr. Felix Langer. — Cosima Wagner.	
Von Cola Corne. — Balladen und Lieder von Hans	
Nüchtern. Von —r. — Wiener Bühnen. Von Theodor	
Antropp	275

Wien und Leipzig. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.

Für Deutschland: Georg Stilke, Hofbuchhändler Sr. k. u. k. Hoheit des Kronprinzen
 des Deutschen Reiches und von Preußen. Berlin N. W. 7.

Redaktion und Administration, Wien 1., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.



Die

Österreichische Rundschau

erscheint am 1. und 15. jeden Monats und kostet $\frac{1}{4}$ jährlich in Österreich-Ungarn Kronen 6.—, in Deutschland Mark 6.—, in allen übrigen Ländern Mark 7.50. Einzelne Seite Krone 1.— = Mark 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, die Verlagsbuchhandlung und die Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6.

Erste k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.



Gegr. 1829. — Aktienkapital 60.480.000. — 47 Personendampfer. — Personendienst 2558 km. — 92 Frachtdampfer. — Frachtdienst 4104 km.

859 Schleppe. — 247 Stationen und Ladestellen

Flusschiffverkehr:

täglich zwischen Linz—Wien in beiden Richtungen mit luxuriös ausgestatteten Eildampfern. (Verkehrs-Saison laut Fahrplan.)

Personenschiff (Postschiff-) Verkehr*)

mittels Salendampfern (Separatkabinen, vorzügliche Restauration) (Verkehrs-Saison laut Fahrplänen)

täglich zwischen Passau—Linz—Wien—Pozsony (Freiburg)—Budapest—Mohács—Zemün—Belgrad;

dreimal wöchentlich zwischen Szeged—Tiflis—Zemün; ferner Personen-(Postschiff-) Fahrten zwischen Belgrad—Orsova (Eisernes Tor)—Turn Severin—Lom (Bahnanschluß Sofia)—Giurgiu (Bahnanschluß Bukarest—Russe (Bahnanschluß Varna)—Cernavoda (Bahnanschluß Konstanza)—Braila—Galatz—Sulina (Schwarzes Meer).

Zusammenstellbare Rundreise-Fahrscheine sind für die Benützung obiger Dampfschifflinien bei den Fahrschein-Ausgabestellen erhältlich.

Ankünfte aller Art über den Personenverkehr enthält der von der Direktion herausgegebene „Donauführer“, welcher gratis versendet wird.

Frachtschiffverkehr*).

Fahrplanmäßige Frachtschiffahrten auf der Donau zwischen Regensburg und Sulina, in der Save, Theiss, Drau, im Béga-, Frenzens- und Franz Josefs-Kanal.

Lagerhäuser in Regensburg, Passau, Linz, Wien und Bos-Brod. — Schiffswerften und Eisalwerkstätten in Kornsburg, Wien, Budapest, Öbuda, Zemün, Orsova, Galatz.

Ankünfte erteilt die

Direktion in Wien III., Hintere Zollamtsstr. 1.

*) Für Kriegsdauer ist der Verkehr auf einzelnen Strecken geschlossen. Diesbezüglich gelten die jeweils einschlägigen Kundmachungen.

Wien, im April 1918.

Gräf & Stift-Lastwagen

haben ihre vorzügliche Qualität durch einzig dastehende Leistungen „im Kriege bewiesen“

Fabrik: Wien XIX., Weinberggasse 70/76

Niederlage: Wien I., Franzensring 16

A. E. G.-UNION

Elektrizitäts-Gesellschaft

Zentrale: Wien VI., Rahlhof.

Fabrik: Wien XXI.,

Hirschstetten-Stadlau.



Turbodynamos — Elektr. Zentralen — Elektr. Licht- und Kraftanlagen — Elektr. Vollbahnen, Kleinbahnen, Straßenbahnen, Industriebahnen — Elektr. Förderanlagen — Krane u. Aufzüge — Elektromotoren — Ventilatoren u. Ventilationsanlagen — Alle elektrotechn. Bedarfsartikel, Bogenlampen, Glühlampen etc.

Der Zeichnungstermin für die VIII. Kriegsanleihe dauert bis 2. Juli.



Das Wehrsystem nach dem Kriege.

Von Generalmajor v. Ruprecht.

In allen kriegsführenden Staaten ist einheitlich die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß ein Dauerfriede angestrebt, eine allgemeine Abrüstung und eine fortschreitende Demokratisierung eintreten müsse. Es entsteht nun die hochwichtige Frage, wie unter diesen Verhältnissen das Wehrsystem eines Großstaates — wie Oesterreich-Ungarn — zweckmäßig eingerichtet werden soll, um den an ihn gestellten Anforderungen zu entsprechen. Daß ein Großstaat von einem Wehrsystem überhaupt nicht absehen kann, steht ganz außer Frage, denn dieses bezweckt nicht nur den Schutz des Vaterlandes gegen Angriffe und gewaltsame Interessenverletzungen von außen, sondern auch die Sicherung der Achtung vor den Gesetzen und der friedlichen Entwicklung im Innern.

Ein drastisches Beispiel, wie nachteilig die Unterschätzung und Vernachlässigung der militärischen Macht wirkt, bietet China. Wir sehen derzeit diesen riesigen, volkreichsten aller Staaten in sich zerspalten und — ähnlich anderen, ohnmächtigen Kleinstaaten — von mehreren interessierten Großmächten terrorisiert und seines Selbstbestimmungsrechtes fast vollständig beraubt. So steht China seinen inneren und äußeren Feinden nahezu wehrlos gegenüber, ohne daß die vielhundertjährigen militärischen Rüstungersparnisse den Wohlstand der Bevölkerung zu heben vermochten. In dieser Beziehung hat sich das verhältnismäßig kleine, aber wohlgerüstete Japan viel höher emporgeschwungen und eine einflußreiche Stellung erlangt. Es wird sich später zeigen, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht allein aus kapitalistischen und handelspolitischen Interessen in die Reihe der Kriegsführenden eintraten, sondern auch um ihr rückständiges Wehrsystem der modernen Kampfweise entsprechend zu verbessern und zu heben. Man weiß dort, daß in Ostasien noch schwierige, die nordamerikanischen Interessen berührende, staatliche Existenzfragen zu lösen sind, welche durch Urteile eines internationalen Schiedsgerichtes schwerlich geregelt werden können. Derlei Fragen gibt es auch in Europa und in anderen Teilen der Welt. Immer wird die Wehrfähigkeit der beteiligten Staaten diese Urteilsprüche wesentlich beeinflussen, weil in erster Linie in die Wagschale fällt, inwieweit einem Staate ein Zwang auferlegt werden kann. Bis zum ersehnten, segensreichen Funktionieren einer solchen Institution auf Grund eines

objektiven Völkerrechtes ist noch ein weiter Weg. Was hätten die isolierten Zentralmächte, denen alle anderen Großmächte und die von ihnen beeinflussten, abhängigen Staaten der Welt als Feinde gegenüberstehen, jetzt und in naher Zukunft von einem sie betreffenden internationalen Rechtspruch zu hoffen? Selbst die Sozialdemokraten der kriegsführenden Staaten können sich in ihrer parteiischen Rechtsauffassung über die Friedensbedingungen nicht einigen. Nur die Widerstandskraft der Zentralmächte und die Überzeugung von der Unmöglichkeit, sie zu brechen, wird den Frieden herbeiführen. Dieser wird um so sicherer ein dauernder sein, wenn diese Widerstandskraft auf unabsehbare Zeit hinaus in angemessener Stärke erhalten bleibt.

Aus alldem geht hervor, daß bei der in Aussicht gestellten Abrüstung nur die Herabsetzung der Friedensstände der Wehrkraft — durch Verkürzung der Dienstzeit u. dgl. — auf jenes Maß zu gewärtigen ist, welche die der geographischen, strategischen und politischen Lage des Staates entsprechende Sicherung gewährleistet. Dies wird durch die während des Krieges erfolgte Aushebung und kriegsmäßige Ausbildung der jüngeren Altersklassen auf Jahre hinaus wesentlich begünstigt. Ein Übergang auf das von mancher Seite propagierte Milizsystem ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen undurchführbar. Die Heere der Zentralmächte verdanken ihre glänzenden Erfolge gegenüber ihren an Zahl weit überlegenen Feinden in erster Linie der besseren Qualität und Führung. Diese beruhen auf gründlicher Ausbildung und dem militärischen Geiste. Man könnte hier einwenden, daß speziell unsere Armee bei Kriegsbeginn über eine sehr große Anzahl von Ersatzreservisten verfügte, welche nur eine achtwöchentliche „Abriistung“ durchgemacht haben, und daß der Truppenersatz nur aus den Massen von neu eingerückten Rekruten und Freiwilligen geleistet wurde. Dem muß jedoch die Tatsache entgegengestellt werden, daß alle Kampftruppen mit einer ausgiebigen Mehrzahl von mehrjährig ausgebildeten Soldaten ausmarschierten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der minder ausgebildete Soldat viel eher dem Kampfe zum Opfer fällt als der gut ausgebildete. Dementsprechend werden die Rekruten der Infanterie gegenwärtig rund 10 Wochen im Hinterland, namentlich in der Einzelausbildung, sodann im Armeebereich noch 3 bis 4 Monate der ausgesprochen kriegsgemäßen Schulung unterzogen, demnach rund im ganzen 6 Monate ausgebildet. Im Frieden, wo verschiedene andere Dienste und Umstände die Ausbildungszeit beeinträchtigen, wird sich diese durch die Kriegsverhältnisse auf das Minimum reduzierte Frist noch verlängern. Das gleiche gilt für die Einschulung der anderen Waffen, um so mehr aber bei der Kriegsflotte, welcher voraussichtlich nach dem Kriege wichtige handelspolitische Aufgaben durch Erschließung neuer Wege für die Einfuhr der für die Volkswirtschaft unentbehrlichen Rohprodukte zu erfüllen haben wird. Für die Kriegsflotte kommt das Milizsystem überhaupt nicht in Betracht und bei den anderen Waffen müßte bei Anwendung dieses Systems die Ausbildungszeit derart verlängert werden, daß sich der daraus erwachsende Kostenaufwand weit höher stellen würde, als die Beibehaltung des bisherigen Systems, ohne die Vorteile der besseren Qualität zu erreichen. Beispielsweise sei angeführt, daß in den letzten Jahren

vor dem Krieg die Ausgaben für Heereszwecke in der Schweiz, wo das Milizsystem besteht, durchschnittlich 36 Prozent, in Österreich-Ungarn, einschließlich der Kriegsslotte, nur 14 Prozent der Gesamtausgaben betrug.

Der wahre militärische Geist besteht in der Disziplin — der freiwilligen Unterordnung unter Gesetz und Befehl — dem stolzen Pflichtbewußtsein, als wichtigster, parteiloser Staatsbürger Kaiser und Vaterland gegen jeden Feind bis zur Selbstaufopferung zu verteidigen und die Ehre der Armee hoch zu halten. Solche Qualitäten anzuerziehen, ist nur ein entsprechend vorgeschultes, durch Beispiel und Belehrung verständnisvoll einzuwirken vermögendes, starkes Berufsoffizierskorps imstande, welches jedoch einem Milizheer nicht zur Verfügung steht. Der Milizsoldat steht immer mit einem Fuße in seinem zivilen Berufe und ist als wohlberechtigter Parteimann vor allem stets politischen Einflüssen ausgesetzt. Hierbei ist noch zu betonen, daß, wie es der derzeitige Krieg zeigt, auch dem Hineintragen fremder Strömungen seitens fremder übelwollender Staaten in das Heer bereits im Frieden leichte Möglichkeit geboten wird. Bis zu welchem Grade der Indisziplin eine politisierende Armee sinken kann, zeigt die russische. In einem Großstaate, insbesondere wenn seine Bevölkerung vielsprachig ist, kann daher von einem solchen Wehrsystem kein Gebrauch gemacht werden. Selbst das republikanische einsprachige Frankreich hat sich trotz vielfach erfolgter Propaganda hiezu nicht entschlossen. Was für die von den europäischen Großmächten garantierte Schweiz, deren Wehrmacht nach außen nur eine „bewaffnete Neutralität“ repräsentiert, zweckmäßig scheint, kann wo anders schädlich sein.

Da aber das Wehrsystem dieses Staates vielfach als nachahmungswürdig dargestellt wird, sei das Wesentlichste desselben hier kurz skizziert. Alle Schweizer Bürger, ausgenommen gewisse, im Staatsdienst zc. Unentbehrliche, sind wehrpflichtig. Die Wehrpflicht beginnt mit dem 20. und endet mit dem 48., für Offiziere mit dem 52. Lebensjahre. Im Jahre 1911 betrug der Gesamtstand des Bundesheeres einschließlich der Landwehr und des Landsturmes 280.146 Mann für den Heeresdienst und 206.705 Mann für den Hilfsdienst (Pioniere, Radfahrer, Sanitäts- und Trainpersonal, Automobilisten, Signalisten, Schreiber zc.). Gegen wirtschaftliche Folgen von Krankheiten und Unfällen besteht von Seite des Bundes eine Militärversicherung.

Die Ausbildung beginnt in den öffentlichen und privaten Schulen und Anstalten mit dem vom schweizerischen Militärdepartement vorgeschriebenen Turnunterricht, wird nach Ablauf der Schulzeit in freiwilligen Kursen, erst ohne, dann mit Bewaffnung fortgesetzt. Außer diesen Kursen bestehen zur militärischen Vorbildung noch sogenannte Kadettenkorps, deren Organisation jedoch in den Kantonen verschieden ist. Im Jahre 1911 bestanden 54 Korps mit rund 7000 Kadetten. Die Zahl der Teilnehmer an den Vorunterrichtskursen war rund 21.500. Die Ausgaben des Bundes hiefür beliefen sich in jenem Jahre auf 441.447 Fr. Für die systemisierte Weiterausbildung im Schießen, der hohe Wichtigkeit beigemessen wird, wurden den bestehenden Schießvereinen rund 1,600.000 Fr. zur Verfügung gestellt.

Die militärische Ausbildung geschieht in den Rekrutenschulen durch sich

hiefür meldende Instruktionsoffiziere, welche das Reisezeugnis zum Besuche einer Hochschule besitzen und als Offiziere bereits eine Rekrutenschule und einen Wiederholungskurs bestanden haben. Die ersteren Schulen dienen überdies zur Ausbildung der Rader. Ihre Dauer beträgt bei der Infanterie und der Genietruppe 65, bei der Kavallerie 93, bei der Artillerie und den Festungstruppen 75, bei allen anderen Truppen 60 Tage. Für den „Auszug“, das sind Milizsoldaten bis zum 32. Lebensjahr, fanden jährliche Wiederholungskurse in der Dauer von 11, bei der Artillerie- und den Festungstruppen von 14 Tagen statt. Die Soldaten bis zum Korporal haben 7 — bei der Kavallerie 8 — die Unteroffiziere vom Wachtmeister aufwärts 10 Wiederholungskurse zu bestehen.

Die zu Unteroffizieren vorgeschlagenen Soldaten der Infanterie, der Sanitäts-, Verpflegs- und Traintruppe hatten eine Unteroffizierschule in der Dauer von 20, jene der anderen Truppen von 35 Tagen durchzumachen.

Für die Ausbildung der Offiziere sind Offizierschulen eingeführt, und zwar bei der Infanterie, Kavallerie und den Festungstruppen von 80, bei der Artillerie und den Genietruppen von 105, bei der Traintruppe von 60, bei den anderen Truppen von 45 Tagen Dauer. Hierzu durften nur Unteroffiziere, über deren Charakter und bürgerliche Stellung sich die betreffenden Kommandanten eingehend informiert haben, in Vorschlag gebracht werden. Die neu ernannten Leutnants haben in dieser Eigenschaft eine Rekrutenschule zu bestehen.

Die zur Beförderung zum Hauptmann in Aussicht genommenen Subalternoffiziere der Kampftruppen einschließlich der Genietruppe haben die Zentralschule I von 30tägiger Dauer, sodann eine Rekrutenschule in der Stellung als Einheitskommandant durchzumachen. Die zu Stabsoffizieren ausersehenen Hauptleute haben die Zentralschule II von gleicher Dauer zu frequentieren. Überdies bestanden für alle Truppen Spezialkurse für Schießwesen, Taktik etc. in der Dauer von 7 bis 14 Tagen.

Die Ausbildung für den Generalstabsdienst vollzieht sich in den Generalstabschulen I, II, III in der Dauer von 70, 42 und 21 Tagen. Es konnten auch Truppenoffiziere in diese Schulen kommandiert werden. Die Stäbe wurden jedes zweite Jahr zu elstägigen taktischen oder operativen Abungen einberufen. Die Teilnehmer bestimmte das Militärdepartement.

Zur selbständigen theoretischen Fortbildung für Offiziere besteht an der eidgenössischen technischen Hochschule in Zürich eine dem Militärdepartement unterstehende, drei Semester währende Militärschule, welche auch von Hochschülern kostenlos frequentiert werden kann.

Die freiwillige Fortbildung der Offiziere und Soldaten außer Dienst wird in zahlreichen Vereinen durch Vorträge, Abungen, Kriegsspiele etc. gepflegt. Auch der militärischen Zeitschriften, welche alle die Kriegführung berührenden Fortschritte und Neuerungen zur Kenntnis bringen, sei hier Erwähnung getan.

Die fachgemäße Ausbildung der Offiziere bleibt somit in der Schweiz im allgemeinen auf die Beibringung des elementaren Grundwissens, mehrere Abungen und die freiwillige Fortbildung beschränkt. Wesentlich anders gestaltet sich die

Ausbildung der Berufsoffiziere in den europäischen Großstaaten des Festlandes. Es wird sich erweisen, daß die Verluste in diesem Kriege bei jener kriegsführenden Macht verhältnismäßig am geringsten waren, wo der Einfluß der zahlreichen neuen und verbesserten Kriegsmittel richtig bewertet wurde. Dies hängt jedoch mit der fachgemäßen Ausbildung der Offiziere innigst zusammen. Wie diese bei uns vor sich geht, ist bekannt. Es sei hier nur hingewiesen auf die bestehenden vier Militärakademien mit dreijährigem Lehrkurs für absolvierte Mittelschüler, auf die Kriegsschule, den höheren Artillerie- und Geniekurs mit gleichfalls dreijähriger Dauer für die Weiterausbildung in den militärischen Fächern, insbesondere für den Generalstab, Artillerie- und Geniestab, sowie auf die zahlreichen Spezialkurse, die fortgesetzt bei den Truppenkörpern, in den Garnisonen, in den militärwissenschaftlichen Vereinen und auf höhere Weisungen vorgenommenen Vorträge, Kriegsspiele, Übungen zc.

Ähnliche Verhältnisse bestehen in den anderen europäischen Großstaaten. Die intensive Vor- und Weiterbildung der Offiziere wurde dort, wie bei uns, als notwendig erkannt. Wenn in der Schweiz eigene Wege eingeschlagen wurden, geschah es, weil dort besondere, dem Milizsystem günstigere Verhältnisse herrschen. Zweifellos wird bei diesem System der militärpflichtige Staatsbürger seinem Zivilberufe am wenigsten entzogen und die Familiengründung gefördert. Andererseits kann man darauf hinweisen, daß ein stehendes Heer — wie bereits früher dargetan — durch die Repräsentation der Staatsmacht nach außen den Volkswohlstand auf indirektem Wege fördert — was bei dem korrupten Verhalten der westlichen Ententemächte in bezug auf den projektierten Wirtschaftskrieg nach erfolgtem Friedensschlusse von besonderer Bedeutung sein wird — ferner daß die große Mehrzahl der längeren Dienst leistenden Soldaten durch erzieherische Anleitung physisch, moralisch und geistig gestärkt in den Zivilberuf zurückkehrt. Wir sehen die Heeresleitung an der Arbeit, diesen erzieherischen Einfluß noch zu heben und so, den schweren Konsequenzen des Krieges Rechnung tragend, das innig mit dem Staatswohl zusammenhängende Volkswohl fördern. Das gleiche gilt auch für die militärische Vorbildung der Jugend und die Erhaltung des militärischen Geistes nach erfolgter aktiver Dienstzeit. Die Zusammenarbeit zwischen Volk und Heer ist ein Problem der Zukunft.

Aber selbst in der Schweiz hat das Milizsystem während des Grenzsicherungsdienstes in der langen Kriegszeit zu zahlreichen Friktionen geführt. Nach Zeitungsnachrichten soll es in der vorjährigen Bundesversammlung gelegentlich der Militärdebatten zu Vorfällen gekommen sein, welche eine für die Armee schädliche politische Agitation erkennen lassen. Es heißt ferner, daß sich in den mobilisierten Armeeteilen auch manche unerfreuliche Dinge zuge tragen haben, die einer scharfen Kritik unterzogen wurden. Der Referent der Militärkommission soll die Mißstände in der Armee der langen Dauer des Krieges, welche eine Verdrössenheit erzeugt habe, die in einem wirklichen Kriege nicht vorkommen dürfte und die Fälle von Disziplinwidrigkeit dem gewissenlosen Treiben der Antimilitaristen zugeschrieben haben. Die wahre Ursache scheint jedoch darin zu liegen, daß die schweizerische demokratische Bürger-

freiheit mit der Militärautorität, ohne die eine Armee nicht bestehen kann, schwer vereinbarlich sind. In diesem Sinne hat sich die „Züricher Post“ dafür eingesetzt, daß der Militärdienst leistende Bürger im Interesse des Ganzen auf eine Reihe von demokratischen Rechten verzichten soll, wovon jedoch die radikalen Zeitungen nichts wissen wollen. Die Armee muß aber außerhalb des politischen Gebietes stehen.

Den meisten und heftigsten Angriffen war in der Schweiz das Offizierskorps ausgesetzt, und dies nicht nur von antimilitärischen, sondern auch von armeefreundlichen Blättern. Mehrfach wurde eine verbesserte Offiziersausbildung gefordert, welche jedoch nur bei Vorhandensein großer Kadern und der damit verbundenen Möglichkeit, den Offiziersnachwuchs fortlaufend zu schulen, erfolgen kann.

Wenngleich die erwähnten Umstände in einem so günstig situierten Staate mit einer kulturell so hochstehenden, patriotischen Bevölkerung wie in der Schweiz, doch keine Gefahren für deren Bestand zeitigen, so könnte dagegen die Übernahme des Milizsystems in einem anderen, insbesondere in einem polyglotten Großstaate große Gefahren mit sich bringen. Es sei übrigens noch bemerkt, daß während des Krieges in der Schweiz dieses System praktisch eigentlich nicht bestanden hat, da alle Schweizer Divisionen nach und nach auf längere Zeit (5 bis 6 Monate) einberufen wurden.

Dies bedeutet aber bereits den Übergang zum Kaderheer, und die Erfahrungen, die die Schweiz in diesem Weltkrieg mit dem Milizsystem machte, müssen uns in der Erkenntnis bestärken, daß bei uns die Beibehaltung des bewährten eingelebten, den geänderten Verhältnissen im Sinne der früheren Ausführungen allerdings entsprechend modifizierten Wehrsystems ein Gebot der Staatserhaltung ist.

Kohlevergasung und Brennstoffwirtschaft.

Von Privatdozent Dr. M. Dolch.

Kurz nach Kriegsausbruch ist in Mülheim a. d. Ruhr das Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohleforschung in Tätigkeit getreten. Wie aus den Tageszeitungen bekannt wurde, hat im Dezember 1917 in Wien die konstituierende Versammlung des Instituts für Kohlevergasung und Nebenproduktgewinnung stattgefunden. Beide Gründungen entsprangen der Erkenntnis, daß unsere bisherige Brennstoffwirtschaft unzulänglich ist und betonen das Verlangen einerseits nach wissenschaftlicher Durchleuchtung der Vorgänge bei der Verwertung unserer Brennstoffe, andererseits nach rationellem Ausbau unserer Brennstoffwirtschaft.

Das Verlangen nach Erhöhung des Nutzeffektes bei der Verwendung unserer Brennstoffe ist durchaus nicht erst in der letzten Zeit aktuell geworden; die steigenden Kohlenpreise der vergangenen Jahre haben unsere Industrie seit geraumer Zeit veranlaßt, der Frage der Brennstoffkosten ein erhöhtes

Augenmerk zuzuwenden und tatsächlich haben unsere industriellen Feuerungen, rein wärmetechnisch beurteilt, einen hohen Nugeffekt erreicht. Daß die Entwicklung unserer Kleinferuerungen, besonders unser Hausbrand, an diesen Fortschritten gar nicht oder doch nur in sehr bescheidenem Ausmaße teilhaben konnte*, hat seinen Grund in der Eigenart dieser Feuerungen. Eine wesentliche Besserung werden wir hier aber vom Ubergang zur Gaswirtschaft erwarten können, der an Stelle des schwierig und verlustreich zu behandelnden festen Brennstoffes den gasförmigen setzt.

Diese Rationalisierung unserer Brennstoffwirtschaft konnte aber nur die wärmetechnische Seite erfassen; sie ist in dieser Hinsicht zu einem gewissen Abschluß gelangt und bietet wesentlich neue Gesichtspunkte für eine weitere Ausgestaltung nicht mehr. Solche aufzudecken und neue Entwicklungsmöglichkeiten für die ganze Frage freizulegen, war erst dann möglich, als mit der Durchforschung der Struktur der Kohle eine tiefgreifende Umwertung des Begriffes unserer Kohlen überhaupt Hand in Hand gegangen war.

Unsere landläufige Auffassung wertet die Kohle ja auch heute noch — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — lediglich als Brennstoff und darum in erster Linie nach dem ihr innewohnenden Heizwert, und sie berücksichtigt Alter, Feuchtigkeits- und Aschengehalt sowie die chemische Zusammensetzung auch wieder nur, insofern diese von Einfluß auf die erzielbare Wärmeausbeute sind, letzten Endes also auch wieder nur wärmetechnisch. Eine derartige Auffassung und Wertung unserer Kohlen ist nach unserer heutigen Kenntnis vom Wesen und den Verwertungsmöglichkeiten derselben unzulänglich und die Wertung der Kohle als Rohmaterial und nicht mehr lediglich als Brennstoff bedarf einer möglichst weitgehenden Verallgemeinerung.

Die Bewertung der Kohle als Rohmaterial ist heute aber erst in den wenigsten Fällen praktisch durchgeführt und erstreckt sich bislang nur auf jene hochwertigen Kohlen, die der Verkokung zugeführt werden und für welche die Eigenschaft guter „Backfähigkeit“** unbedingt gefordert werden muß, sowie auf gewisse Braunkohlenvorkommen, die wie z. B. die Schmelzkohlen, einer besonderen Verwertung zugeführt werden.

Ein Weg, und derzeit wohl der einzig gangbare, zur Verwertung unserer Brennstoffe im allergrößten Maßstab unter Erfassung aller in der Kohle schlummernden Energien in Form von Wärme und Substanz ist uns in der Vergasung der Kohle bei Gewinnung der Nebenprodukte gewiesen. Die Bezeichnung „Nebenprodukte“ muß heute als unzulänglich gelten, wie schon aus der einfachen Überlegung erhellt, daß in vielen Fällen der Wert dieser Nebenprodukte den Preis der rohen Kohle weit übersteigen wird; seine

* Der Nugeffekt unserer Küchenherde liegt heute noch in der Gegend von etwa 4 Prozent, während der Nugeffekt unserer Kachelöfen mit etwa 30 bis 40 Prozent angenommen werden darf; für unsere Kesselfeuerungen wird man mit einem Mindestnugeffekt von etwa 65 Prozent rechnen können.

** Gut „backende“ Kohle gibt bei der Verkokung einen festen Koks, der die notwendige Tragfähigkeit für die Verwendung im Hochofen besitzt; schlecht oder nicht „backende“ Kohlen ergeben einen Koks von geringer Druckfestigkeit, beziehungsweise einen sandigen Koks, der kein geeignetes Material für den Verhüttungsprozeß abgibt.

Wahl ist auf die technische Entwicklung des Prozesses zurückzuführen und soll darum beibehalten bleiben, in analoger Weise, wie dies schon seinerzeit für Teer und Ammoniak bei der Leuchtgasindustrie, beziehungsweise bei der Verkokung in den Kokereien gelten konnte und auch heute noch gilt. Bei Beginn des Weltkrieges waren es genau 100 Jahre, daß Murdoch in England zuerst die Leuchtgasdarstellung in größerem Maßstab aufgenommen hat. Der Einfluß, den die Abscheidung der damals lästigen und wertlosen Nebenprodukte Teer und Ammoniak auf die Entwicklung unserer chemischen Industrie genommen hat, ist erst heute voll zu erfassen, heute, da die Aufarbeitung des Teers zur Darstellung wichtiger Zwischenprodukte für die Industrie der künstlichen Farbstoffe, der synthetischen Riechstoffe und nicht zuletzt für eine große Anzahl unentbehrlicher Arzneimittel geführt hat, so daß wir nach Binz* in der Teerverarbeitung, wie sie sich aus der zunehmenden Leuchtgasdarstellung ergeben hat, einen der Grundpfeiler für die später einsetzende gewaltige Entwicklung unserer gesamten chemischen Industrie erblicken dürfen.

Rückblicke auf vergangene Entwicklungen werden nicht selten Anregung geben und Anlaß sein, zu dem Versuch, ihren Maßstab auch auf zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten anzuwenden; im vorliegenden Fall wird der Versuch, eine Parallele zu ziehen zwischen der seinerzeitigen und zukünftigen Beeinflussung der industriellen Tätigkeit durch die Teerverwertung um so stattlicher sein, als wir schon heute, also nach Erfahrungen einer sehr kurzen Zeit, in den durch die Vergasung der Kohle verfügbar gemachten Teermengen einen Rohölersatz erblicken dürfen, mithin von der Teergewinnung eine sehr beträchtliche Streckung unserer Rohstoffe für die Erzeugung von motorischen Betriebsmitteln und viskosen Ölen, sowie von Leuchtöl und Paraffin erwarten können. Im Hinblick auf die stark ansteigende Nachfrage nach motorischen Betriebsmitteln ist diese Tatsache auch für jene Gebiete von Bedeutung, die über Rohölvorkommen verfügen. Nicht zuletzt wird aber die rohölverarbeitende Industrie selbst, die leider auch heute noch bis zu einem gewissen Grade sehr primitiv arbeitet, eine befruchtende Einwirkung, eine Ausgestaltung ihrer derzeitigen Arbeitsmethoden von der wissenschaftlichen Durcharbeitung aller jener Fragen erfahren können, die heute mit der Aufarbeitung des Generatorteers angeschnitten sind und der Lösung noch harren.

Die Verdickung gewisser Teerfraktionen zu viskosen Schmierölen, der Abbau hochmolekularer Verbindungen im Wege der destruktiven Destillation, der sich in erster Linie die Gewinnung brauchbarer motorischer Betriebsmittel aus hochsiedenden und wenig brauchbaren Teerbestandteilen zum Ziel setzte, heute dieses Arbeitsgebiet aber bereits überschritten hat und zu einer Reihe wertvoller Zwischenprodukte für die Seifen- und Glycerinfabrikation geführt hat, sind neu auftauchende Fragen, deren Lösung bereits mit Erfolg eingeleitet ist.

Für die Realisierung aller dieser Möglichkeiten, die sich auf der Bereitstellung großer Mengen Teer aufbauen, ist heute und wohl auch noch für geraume Zeit der einzig gangbare Weg die Vergasung der Kohle mit Gewinnung der Nebenprodukte. Im Gegensatz zu der in den Leuchtgasanstalten

* A. Binz, Ursprung und Entwicklung der chem. Industrie. Berlin 1910.

und Kokereien geübten Entgasung der Kohle, welche durch Erhitzen der Kohle in geschlossenen Räumen erfolgt und die nur einen Bruchteil des in der Kohle enthaltenen Kohlenstoffes in Form von Gas verfügbar macht, den größeren Teil in Form von Koks wiedergibt, bezweckt die Vergasung der Kohle die restlose Umwandlung der Kohlensubstanz in Gas und Teer.

Auch dieser Prozeß ist technisch bereits im allergrößten Maßstab an einzelnen Stellen durchgeführt, allerdings in fast allen Fällen unter Verzicht auf die Gewinnung der Nebenprodukte. Die Gründe hiefür, wie auch ganz allgemein die Gründe gegen den Übergang von der direkten Verfeuerung der Kohle zur Vergasung und Gasfeuerung, sind wirtschaftlicher Art: Die Umwandlung der in der Kohle enthaltenen Wärmeenergie in Gasform ist ein Prozeß, der selbstredend mit einem Material- und Kostenaufwand verbunden ist, einerseits durch den Mehrverbrauch an Brennstoff für die Vergasung — bei der Vergasung der Kohle werden etwa 70 Prozent der in der Kohle enthaltenen Wärmeenergie in Form von Gas gewonnen, während die restlichen 30 Prozent für den Vorgang der Vergasung sowie für die Deckung der Wärmeverluste verbraucht werden — anderseits durch die für die Verzinzung, Instandhaltung und Tilgung der Generatoranlage auslaufenden Spesen.

Ihre teilweise, unter Umständen auch ihre völlige Deckung können diese Kosten finden durch den Erlös aus den Nebenprodukten Teer und Ammoniak, sowie aus dem höheren Preis der Energie in Gasform, der ja auch ohne weiteres zuzubilligen ist, da der wärmetechnische Nutzeffekt der Gasfeuerung unter allen Umständen günstiger ist als der direkten Verfeuerung der Kohle.

Als Nebenprodukte, welche bei der Vergasung der Kohle gewonnen werden können, kommen der gebundene Stickstoff, der Teer und in absehbarer Zeit wohl auch der in der Kohle organisch gebunden enthaltene Schwefel in Frage. Von Bedeutung für die Wirtschaftlichkeit der Kohlevergasung vor dem Kriege war nur die Gewinnung des Ammoniaks, während der Einfluß des Teererlöses praktisch stark zurücktrat, da für den seinerzeit gewonnenen Teer eine lohnende Aufarbeitungsmöglichkeit nicht gegeben erschien. Der Erlös für das Ammoniumsulfat konnte die Mehrkosten der Vergasung aber nicht wettmachen, und so blieb die Gaswirtschaft eben auf jene Gebiete beschränkt, für welche sie besondere technische Vorteile sicherte, denen gegenüber die Mehrkosten nicht entscheidend in die Waagschale fallen konnten.

Nun dürften sich neue Gesichtspunkte für den gebundenen Stickstoff, beziehungsweise für das Ammoniumsulfat nicht ergeben; die technische Durchbildung des Prozesses ist mit einem befriedigenden Nutzeffekt von etwa 70 Prozent für die Stickstoffausbringung zum Abschluß gelangt, und die während des Krieges eingetretene starke Steigerung der Ammoniumsulfatpreise findet ihre vollständige Kompensation durch die auslaufenden Kosten für die Schwefelsäure, die ebenfalls im Preise stark angestiegen ist, so daß der aus der Stickstoffgewinnung zu gewärtigende Erlös für die Zukunft sich kaum wesentlich ändern dürfte. Lassen demnach die wirtschaftlichen Aussichten der Kohlevergasung im Hinblick auf die Gewinnung des gebundenen Stickstoffes eine nennenswerte Günstigerstellung nicht gewärtigen, so in um so stärkerem Maße im Hinblick auf

den Erlös, welcher aus der Bewirtschaftung des zweiten wichtigen Nebenproduktes erwartet werden darf, dem Teer. Vor dem Krieg hat Braunkohlengeneratorenteer mit etwa M. 40.— die Tonne notiert, heute zahlt die deutsche teerverarbeitende Industrie nicht weniger als M. 340.— für die gleiche Menge! Dem sprunghaften Ansteigen der Teerpreise dürfte trotz der ungesunden Übertreibung ein im Wesen sehr berechtigtes Moment zugrunde liegen: die bereits früher erwähnte aussichtsreiche Möglichkeit, den Generatorenteer als Rohölersatz zu verwenden, zur Gewinnung von Produkten, die besonders im Kriege stark begehrt sind, wie Schmieröle und Treiböle. Tatsächlich ist denn auch die ganze und heute schon recht beträchtliche Erzeugung von Treibölen aus Generatorenteer für die Deutsche Marineverwaltung, und zwar zum Antrieb der U-Boote beschlagnahmt. Eine einigermaßen sichere Bewertung des Teers läßt sich nun heute nicht geben, immerhin wird man auf Grund von Berechnungen und Überlegungen, die ich an anderer Stelle wiedergegeben habe*, mit einem Mindestpreis von etwa 150 Kronen für die Tonne Teer in der kommenden Wirtschaftsperiode rechnen können! Dadurch ändert sich aber das wirtschaftliche Bild ganz gewaltig, da neben den Erlös für das Ammonsulfat nun auch der sehr bedeutende Erlös für den Teer tritt. Einige Zahlenangaben, die der bereits erwähnten Veröffentlichung entnommen sind, mögen dies näher beleuchten und gleichzeitig auch die Grundlage für unsere weiteren Betrachtungen abgeben.

Wir besitzen in Südmähren Braunkohlenvorkommen, die sich bisher einer befriedigenden Auswertung entzogen haben, da die dort geschürfte Kohle derart wasserhaltig ist — etwa 44 Prozent — daß ein Abtransport nicht lohnen würde und die Kohle in nächster Nähe der Gruben verfeuert werden muß.

Die Kohle bietet im Hinblick auf den Stickstoffgehalt von etwa 0·8 Prozent günstige Aussichten, ungünstige wirtschaftliche Aussichten jedoch im Hinblick auf die sehr geringe und maximal nur etwa 4 Prozent betragende Teerausbringung, da man im allgemeinen mit erheblich höheren Teerausbeuten rechnen kann.

Für eine Vergasung von jährlich 30.000 Waggon Kohle zum Betrieb einer 8000 Kilowattanlage bei angenommener Vollast mit Dampfturbinen und gasgeheizten Kesseln würde sich der Erlös aus den Nebenprodukten stellen

auf K 2,280.000.— aus dem Ammonsulfat und

„ „ 1,337.000.— „ „ Teer

zusammen auf K 3,617.000.—;

ein derartiger Erlös würde aber nicht allein die gesamten Energieerzeugungskosten decken, sondern darüber hinaus noch einen Überschuß von etwa K 267.000.— ergeben. Unter Annahme einer angemessenen Tilgung und Verzinsung würde sich dann der Preis der Kilowattstunde auf etwa 1·4 Heller stellen, gegenüber 3·1 Heller für eine Anlage mit direkter Verfeuerung der Kohle bei sonst gleichbleibenden Berechnungsgrundlagen.

* Die wirtschaftlichen Grundlagen der Kohlevergasung. Von Dr. M. Dolch. Wien 1918, Verl. f. Fachliteratur.

Bezüglich des Zustandekommens und der richtigen Wertung dieser Zahlen muß auf meine erwähnte Abhandlung verwiesen werden.

Nun ist diesen Berechnungen ein Kohlenpreis von $K\ 65$ — für den Waggon zugrunde gelegt, ein Preis der zunächst sehr niedrig dünken kann, immerhin aber schon das Eineinhalbfache des Friedenspreises beträgt. Für die Verallgemeinerung des ungemein günstigen Rechnungsergebnisses wird aber anderseits zu berücksichtigen sein, daß diesem niedrigen Kohlenpreis aber auch eine sehr ungünstige Teerausbringung gegenübersteht und daß eine Teerausbringung von etwa 8 Prozent, wie sie für unsere nordwestböhmisches Kohlen ganz allgemein angenommen werden darf, bereits einen Kohlenpreis von $K\ 150$ — für den Waggon gestatten würde, ohne das wirtschaftliche Ergebnis ungünstiger zu gestalten.

Es erscheint sohin nachgewiesen, daß die Frage nach der Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit des Überganges von der direkten Verfeuerung zur Gasverfeuerung für den Fall der Verwendung billiger Braunkohlen im allgemeinen bejaht werden darf.

Diese Feststellung ist gerade für unsere österreichische Energiewirtschaft von größter Bedeutung, da es uns so möglich wird, unsere Braunkohlenvorkommen und gerade unsere minderwertige Braunkohle, wie der vorliegende Fall zeigt, einer vorteilhaften Bewirtschaftung zuzuführen.

Die Gestaltung der wirtschaftlichen Ausichten der Kohlevergasung ist, speziell im Hinblick auf die Vergasung der Braunkohlen, eine derart günstige, daß der Kohlevergasung in der kommenden Energiewirtschaft eine besondere und sehr wichtige Rolle heute schon zugewiesen erscheint. Die ausreichende Versorgung von Industrie und Landwirtschaft mit Energie in Form von Kraft und Wärme wird ein um so dringlicheres Problem der Übergangswirtschaft sein, als es vielfach an menschlicher Arbeitskraft fehlen wird, anderseits aber nur eine gewaltige Steigerung der Produktion auf allen Gebieten die Möglichkeit bietet, die Kriegsschäden einer langsamen Heilung zuzuführen und unser gesamtes Volksleben vor einer Verelendung zu bewahren; die dringend notwendige Erhöhung des Nutzungsfaktors unserer Unternehmungen wird sich aber nur unter gleichzeitiger Steigerung des Energieverbrauches vollziehen können, und diese auf dem vorgeschlagenen Wege durch Vergasung der Kohle sicherzustellen, erscheint ebenso möglich als aussichtsreich. Dabei wird die Versorgung des Kraftbedürfnisses weiter Gebiete nur einen Teil, und zwar den kleineren Teil des Energiebedarfes erfassen können. Nun ist allgemein festzustellen, daß ein rasches Ansteigen des bodenständigen Bedarfes unter sonst gleichen Bedingungen überall dort eintritt, wo billige Energiepreise einen starken Anreiz zur Mechanisierung kleiner Betriebe und zur ausgedehnten Verwendung von Elektrizität in Haushalt und Gewerbe bieten. Wirklich günstige Energiepreise konnten bislang im allgemeinen aber nur jene Oberlandzentralen aufweisen, denen billige Wasserkäfte zur Verfügung standen, während kalorisch arbeitende Anlagen selbst bei Verfeuerung billiger Kohlen, wie auch das angezogene Beispiel zeigt, fast stets zu erheblich höheren Strompreisen kamen; so zwar, daß gerade jene vielfach höherstehenden, sicher aber dichter besiedelten

Gebiete, welche über Wasserkräfte nicht verfügen, der Nutznießung billigster elektrischer Energie nicht teilhaft werden konnten.

Nun bietet die Kohlevergasung für alle diese Gebiete, soweit sie über billige Braunkohlen verfügen, oder doch in der Nachbarschaft von Braunkohlengruben liegen, die Möglichkeit einer Energieversorgung zu ungemein günstigen Preisen, zu Bedingungen, die in vielen Fällen ebenso günstig liegen als bei Verwendung hydraulisch gewonnener Energie, jedenfalls aber eine bedeutende Ermäßigung der Energiepreise gestatten. Das Beispiel der südmährischen Kohlen dürfte in dieser Hinsicht instruktiv wirken können.

Dieser Versorgung mit billiger Energie in Form von Kraft wird sich aber als noch wichtigeres Element im Aufbau unserer zukünftigen Energiewirtschaft die gleichzeitige Versorgung mit Wärme in Form von billigem Heizgas angliedern können, und erst die Versorgung mit Energie in Form von Kraft und Wärme wird eine restlose und befriedigende Lösung der Energiefrage auf diesem Gebiete einleiten können.

Die Frage der Ferngasversorgung weiter Energieverbrauchsgebiete im Wege der Aberlandgaszentralen, die, unmittelbar an der Grube gelegen, mittels entsprechender Leitung über weite Gebiete hin das erzeugte Gas verteilen, ist heute angeschnitten und damit eine der wichtigsten Entwicklungsmöglichkeiten unserer zukünftigen Energiewirtschaft betreten. Möglich ist dies erst geworden durch die starke Preisermäßigung, welche das Gas erfahren wird können, andererseits dadurch, daß es den neuen Generierungsverfahren gelungen ist, den ursprünglich recht niederen Heizwert des Generatorgases von etwa 1300 Wärmeinheiten für den Kubikmeter auf durchschnittlich 3300 Wärmeinheiten zu erhöhen*. Die Verwendung dieses Gases zu Heiz- und Kochzwecken, zur Verfeuerung unter dem Kessel und in der industriellen Feuerung ist ohneweiters möglich und auch seiner Heranziehung zu Beleuchtungszwecken steht nichts im Wege.

Der Übergang von der direkten Verfeuerung der Kohle zur Gasheizung wird aber nicht allein mit einem Schlage den Nutzeffekt unserer Kleinsfeuerungen wesentlich heben können, sondern auch mit einer ganzen Reihe volkswirtschaftlich äußerst wichtiger Fortschritte verbunden sein. Er wird die hygienischen Zustände gerade jener dichtest besiedelten Gebiete, die heute in erschreckender Weise am Volksganzen zehren, erheblich günstiger gestalten können, und die mit dem Begriff der Großstadt und des Industriezentrums verbundenen gesundheitlichen Gefahren durch die Beseitigung der Ruß- und Staubplage wesentlich verringern können.

Geben die wenigen Daten, welche hier vorgelegt werden konnten, schon einen Begriff über das gewaltige Gebiet, das die Kohlevergasung in der kommenden Zeit sich erschließen wird können, so möchte ich doch noch kurz auf die Wichtigkeit hinweisen, die der Kohlevergasung mit Nebenproduktgewinnung für die Hebung unserer Produktion zukommt.

Die Versorgung mit billiger Energie in Form von Kraft und Wärme kommt letzten Endes der dringend geforderten Steigerung unserer Produktion

* Der Heizwert unseres Leuchtgases dürfte sich derzeit auf etwa 4500 Wärmeinheiten für den Kubikmeter stellen.

entgegen und bedeutet nicht nur eine Steigerung der Produktionsfähigkeit, sondern auch eine erhebliche Besserung der Produktionsbedingungen. Billige Energie bedeutet geringere Gesteungskosten, diese aber wieder erhöhte Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Ausland und gerade dieser bedürfen wir zur Wiedergefundaung unserer Volkswirtschaft am dringendsten.

Eine direkte Beeinflussung der produktiven Tätigkeit wird sich aber schon aus der Verwertung der Nebenprodukte ergeben, und als besonders günstig darf die Tatsache hervorgehoben werden, daß die Bewirtschaftung der Nebenprodukte Industrie wie Landwirtschaft gleicherweise zugute kommen wird und daher unser gesamtes wirtschaftliches Leben wird beeinflussen und beleben können.

Für unsere Landwirtschaft bedeutet die Durchführung der Kohlevergasung mit Nebenproduktgewinnung die Schaffung einer praktisch unverfügbaren, un-
gemein leistungsfähigen und immer stärker fließenden Stickstoffquelle, die dieses so wichtige Düngemittel in einer sehr brauchbaren Form zu stabilen und billigen Preisen und unabhängig von etwaigen Konjunkturschwankungen liefern wird.

Volkswirtschaftliche Bedenken, die seinerzeit gegen die Beistellung des Stickstoffes im Wege der Nebenproduktgewinnung gesprochen haben und auf die hinzuweisen der Verfasser in dieser Zeitschrift seinerzeit Gelegenheit hatte*, können die vorgeschlagene Lösung nicht beeinflussen, da sie nur dann von Bedeutung werden könnten, wenn an die Gewinnung des Nebenproduktstickstoffes im Wege der Kohleentgasung gedacht würde, nicht aber im vorliegenden Fall der restlosen Vergasung der Kohle.

Die Realisierung des oben angeführten Beispiels einer Überlandzentrale mit 8000 Kilowatt Leistungsfähigkeit würde allein schon zirka 8000 Tonnen Ammonsulfat verfügbar machen — mithin etwa 27 Prozent unserer gesamten Erzeugung an Ammonsulfat vor dem Kriege — oder etwa 15 Prozent unseres gesamten vorkriegszeitlichen Stickstoffbedarfes decken können.

Nun wird sich die Kohlevergasung nicht von heute auf morgen durchsetzen können, wenngleich das rege und steigende Interesse, mit dem die Frage allenthalben erörtert wird, zu beweisen scheint, daß die Frage spruchreif geworden ist. Die Realisierung wird aber auch dann noch geraume Zeit brauchen, wenn der wichtigste Schritt getan ist, und wenn nicht nur die Zweckmäßigkeit, sondern vor allem die Wirtschaftlichkeit der Vergasung nachgewiesen ist. Mit der Erkenntnis, daß die Kohlevergasung wirtschaftlich günstig abschneiden kann, ist die Grundlage für die einsetzende Entwicklung geschaffen. An der nun folgenden Arbeit mitzuwirken wird aber nicht allein Sache der beruflichen Interessenten sein, als vielmehr auch Pflicht jedes einzelnen, der es mit Staat und Allgemeinheit ernst meint und sein Teil haben will an der allgemeinen Arbeit und am allgemeinen Fortschritt.

In diesem Sinne sind meine Ausführungen gedacht und wenden sich zur werbenden Mitarbeit an alle jene, die mitmachen wollen an dem Neuaufbau unseres Wirtschaftslebens nach dem Kriege.

* Ein Stickstoffmonopol für Österreich, von Dr. M. Dolch, „Österr. Rundschau“ 1915, Band XLV, Heft 2.

Kriegschronik.

1. Mai. An der Südwestfront herrscht rege Kampftätigkeit. — Die Deutschen besetzen Feodosia in der Krim.

2. Die Deutschen erobern Sebastopol. — Die bisherige ukrainische Regierung wird gestürzt. Die neue Regierung stellt sich auf den Boden des Brest-Litowsker Friedens. — General Skorepadschni zieht als Diktator in Kiew ein.

3. Kaiser Karl weilt an der Front. — Der Reichsrat wird vertagt. — Deutsche Truppen marschieren auf dem Vormarsch in der Ukraine in das Donez-Gebiet. Die Deutschen schlagen in fünftägiger Schlacht bei Lahitis und Tavastehus in Süd-Finnland den Feind vernichtend und machen über 20.000 Gefangene.

4. Im Hauptausschuß des deutschen Reichstages gibt der Vizekanzler eine ausführliche Darstellung der Vorgänge in der Ukraine. — Die Verhandlungen zwischen Deutschland und Holland führen zu einer vollständigen Einigung.

5. In einem Danktelegramm an den deutschen Handelstag betont Kaiser Wilhelm die große Bedeutung der jüngsten Waffenergebnisse im Westen, die den Anspruch auf einen starken Frieden begründen.

6. Die Türken schlagen die Engländer am Jordan.

7. Der Friedensvertrag mit Rumänien wird veröffentlicht.

8. Die Engländer und Franzosen räumen die Ypernfront. — **Kriegserklärung Nicaraguas an Deutschland und seine Verbündeten:** Der Kongreß von Nicaragua nimmt die Kriegserklärung an Deutschland und dessen Verbündete an und erklärt sich mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika solidarisch.

9. Deutsche Truppen besetzen Rostow. — Im englischen Oberhause erklärt Lord Curzon, daß ein Vergleichsfriede jetzt unmöglich sei.

10. Ein englischer Angriff bei Albert und ein französischer Vorstoß im Walde von Apremont werden blutig abgewiesen. Die Engländer greifen neuerlich Ostende an.

11. An der Somme kommt es zu heftigen Infanteriekämpfen.

12. Im deutschen großen Hauptquartier findet eine Zusammenkunft Kaiser Karls mit Kaiser Wilhelm statt, in welcher Maßnahmen zur Verlängerung und Vertiefung des Bündnisses der beiden Reiche festgesetzt werden. — Englische Flugzeuge greifen den Hafen von Cattaro an.

13. Die Kaiserin-Witwe von Rußland, die Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, Peter Nikolajewitsch und Alexander Michailowitsch fallen auf dem Gute Djulbar, südlich von Yalta in der Krim, in deutsche Gewalt. — Der Verlust der Italiener seit Kriegsbeginn wird auf $2\frac{1}{4}$ Millionen Mann geschätzt. — Die ukrainische Regierung erläßt ein Manifest.

14. Vor dem Hafen von Pola wird ein italienisches Torpedomotorboot versenkt. — Die Deutschen unternehmen am Nordufer der Somme einen erfolgreichen Vorstoß in die englischen Linien. — Die rumänische Regierung erläßt ein Dekret, das die Demobilisierung der rumänischen Armee anordnet.

15. Das offiziöse Wiener „Fremdenblatt“ führt aus, daß Graf Czernin die Mission des Prinzen Sixtus von Parma angeregt, geführt und an ihr mit seinem verantwortlichen Rat mitgewirkt habe. — Im ungarischen Abgeordnetenhause interpelliert Graf Karolyi über den Brief des Kaisers an den Prinzen Sixtus und über die Demission des Grafen Czernin. — Calais wird von einem deutschen Flugzeug bombardiert.

16. Kaiser Karl und Kaiserin Zita reisen über Budapest nach Sofia und Konstantinopel. — Zwischen Brenta und Piave kommt es zu Nahkämpfen. — Deutsche Flieger bombardieren Paris. — Zwischen den Mittelmächten und der Ukraine wird eine Valutatransaktion über 400 Millionen Karbowaneß abgeschlossen, wobei der Kurs des Karbowaneß mit $1\frac{1}{3}$ Mark, respektive 2 Kronen festgesetzt wird.

17. Italiener und Franzosen greifen zwischen den Flüssen Dsum und Devoli in Albanien unsere Gebirgsstellungen an. — Ostende wird von einem feindlichen Monitor beschossen. — Lord Cecil erklärt im englischen Unterhaus, die Regierung würde jedes Friedensangebot der Gegner reiflich prüfen. Eine gerechte und erträgliche territoriale Auseinandersetzung sei eine unerläßliche Friedensvoraussetzung.

18. Eine Ministerialverordnung hebt das östliche Kriegsgebiet in Österreich auf. — Die Prager Polizei ordnet wegen einer Reihe hochverräterischer Vorfälle strenge Maßnahmen an. — Im englischen Unterhaus besprach Balfour den Brief Kaiser Karls an den Prinzen Sixtus von Parma, den er als keine geeignete Friedensunterlage bezeichnet.

19. Kaiser Karl und Kaiserin Zita treffen in Konstantinopel ein. — London wird neuerlich von deutschen Flugzeugen bombardiert. — Präsident Wilson hält eine scharfe Kriegepredigt, in der er den entschiedenen Siegeswillen der Amerikaner betont.

20. Im Kesselgebiet verstärkt sich die Kampfthätigkeit.

21. An der italienischen Front kommt es zu mehrfachen Kämpfen.

22. Im Kesselgebiet herrscht andauernd lebhafteste Feuerthätigkeit.

23. Paris wird zweimal von deutschen Fliegern angegriffen.

24. Das Kaiserpaar trifft von seiner Balkanreise zurückkehrend in Baden bei Wien ein. — Dreimalige Angriffe der Italiener zwischen Etschtal und Zugna-Corta werden blutig abgewiesen.

25. Costarica erklärt Deutschland und seinen Verbündeten den Krieg. — Lloyd George hält in Edinburg eine Kriegepredigt.

26. Mehrere Alpinibataillone, unterstützt durch schwerstes Artillerieminenfeuer, greifen unsere Stellungen südlich des Tonale-Passes an. Ein kleiner Teil unserer Linien wird etwas zurückgedrückt, ein weiteres Vordringen des Gegners aber verhindert. — Der italienische Ministerpräsident Orlando hält im Augusteum in Rom eine Kriegepredigt, in der er neuerlich das Recht Italiens auf Triest betont.

27. Die Deutschen erstürmen den Chemin des Dames und liefern dem Feinde eine erfolgreiche Schlacht südlich von Laon. — Aus Washington wird gemeldet, daß die Alliierten und die Vereinigten Staaten sich über eine Politik des Nichteingreifens in Rußland geeinigt hätten. Gleichzeitig bieten sie Rußland Zuzuhren und jede mögliche Hilfe an.

28. Im Tonale-Abschnitt werden italienische Angriffe zum Scheitern gebracht. Südlich von Capo Sile bemächtigt sich der Feind eines unwesentlichen Teiles unserer vordersten Linien. — Die deutschen Truppen überschreiten die Aisne und machen über 15.000 Gefangene.

29. Die Deutschen erobern die Höhen nordöstlich von Soissons.

30. Die Deutschen erobern **Soissons**. Die Forts der Nordwestfront von Reims fallen in die Hände der Deutschen.

31. Italienische Angriffe östlich von Capo Sile werden zurückgewiesen. — Die Deutschen erreichen die Marne und machen an der Front Reims-Verdun weitere Fortschritte.

Zur Charakteristik des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Von B. Münz.

Thomas Woodrow Wilson wurde am 28. Dezember 1856 zu Staunton in Virginien geboren. Daß durch seine väterlichen Ahnen schottisches, durch seine Mutter irisches Blut in seinen Adern sich mischte, daß unter seinen Vorfahren der geistliche Beruf mit dem des Publizisten abwechselte und daß sein Vater als einer der bedeutendsten Kanzelredner und presbyterianischen Geistlichen des Südens hohes Ansehen genoß — alles dies sind Umstände, die auf das Wesen und den Charakter Wilsons einen Einfluß geübt haben mögen; allein ihre Kenntnis erklärt noch nicht das geistige Profil des Mannes. Sein Vater war sein erster Lehrer, 1875 bezieht er die Princeton-Universität und hier fällt die Entscheidung über seine Lebensrichtung. In der Bücherei kommt ihm nämlich als erstes Buch der Jahrgang 1874 des bekannten *Gentleman's Magazine* in die Hände, in dem ihn besonders die meisterhaften kleinen Aufsätze fesselten, die als klassische Musterbeispiele einer geistreichen parlamentarischen Berichterstattung galten. Er hat später erklärt, daß diese bunten, lebensprühenden, temperamentvollen Skizzen, die wie in einem Mikrokosmos die ganze Elektrizität der damaligen Unterhauskämpfe spiegelten, ihn mehr als alle anderen Umstände den Entschluß fassen ließen, das Wirken für die Öffentlichkeit zum Ziel und zum Inhalt seines Lebens zu machen.

Noch bevor er die Universität verließ, hat er seinem Namen Beachtung erobert. Im Sommer 1879 erschien in den Spalten der ernstesten und angesehensten Monatsschrift des damaligen Amerika, in der *International Review*, eine Arbeit des 22jährigen Studenten. Sie führt den Titel „Kabinettsregierung in den Vereinigten Staaten“ und stellt jene politischen Reformforderungen auf, die heute Gemeingut des amerikanischen Denkens sind. Schon damals legte Wilson die Finger auf Wunden, deren Gefährlichkeit erst spätere Jahre erweisen sollten und deren Heilung heute im Mittelpunkt des politischen Ringens steht. Es betrifft dies das verächtigte Klausursystem des gesetzgeberischen Wirkens, die Konzentrierung aller entscheidenden legislativen Einflüsse auf kleine Kommissionen, die hinter verschlossenen Türen walten und in der Unpersönlichkeit ihrer Beschlußfassung sich jeder unmittelbaren Verantwortung vor der Öffentlichkeit entziehen. Entschlossen und mit erstaunlicher Reife wendete sich der junge Kritiker gegen die das legislative Wirken Amerikas erfüllende Atmosphäre der Heimlichkeit, die die politische Teilnahme des Volkes einschläferte, und empfahl eine starke Anlehnung an die Parlamentsmethoden Englands, die durch die Herausarbeitung der Parteiverantwortlichkeit und die engere Fühlung zwischen Exekutive und Legislative jene Schäden fernhielten, mit denen die Union heute abzurechnen hat.

Die in der „Kabinettsregierung“ niedergelegten Grundsätze bleiben die Richtlinien seiner Wirksamkeit. Sie werden ausgebaut, erweitert, vertieft und durch wachsende Erfahrung und zunehmendes Wissen bereichert, aber in ihrem

Wesen bleiben sie unangetastet. Da es ihn drängt, sie in die Tat umzusetzen, entscheidet er sich nach Beendigung seiner juristischen Studien für den Beruf, der ihm nach seiner Meinung am ehesten hierzu Gelegenheit bietet, — für den eines Rechtsanwaltes. Er läßt sich in Atlanta nieder, muß aber bald erfahren, daß der eingeschlagene Weg für einen jungen Mann, der ohne Beziehungen dasteht und über keine irdischen Güter verfügt, nichts weniger als bequem ist. Kein Mensch bekümmerte sich um den tatendurstigen Rechtskundigen, und so blieb ihm nichts übrig, als mit einem entschlossenen Ruck das Steuer seines Lebens auf einen anderen Kurs zu stellen. Er kehrte im Alter von 28 Jahren zur Universität zurück, um wieder das Leben eines Studenten zu beginnen. Noch als solcher veröffentlichte er sein erstes Werk über „Kongreß-Regierung“, das ihn mit einem Schlage bekannt macht und ihm den Lehrstuhl für Politik und Rechtskunde an der Princeton-Universität einträgt. 1902 wird er Präsident derselben. Acht Jahre später legt er dieses Amt nieder, um als Gouverneur an die Spitze des Staates New Jersey zu treten. Als ein englischer Journalist ihm damals erstaunt die Frage vorlegte, welche Gründe ihn veranlaßt haben mochten, die angesehene Stellung eines im Lande berühmten Akademikers mit der nicht sonderlich hochgeachteten Tätigkeit eines Berufspolitikers zu vertauschen, erwiderte er lächelnd: „Ich habe meine Schüler so lange gelehrt, wie es gemacht werden könnte, daß es Zeit wird, ihnen zu zeigen, daß es gemacht werden kann.“ Seine alte Liebe hatte es ihm angetan. Seine politischen Ideale und der Kampf um diese lockten ihn. Seine Tätigkeit als Gouverneur New Jerseys bleibt eines der interessantesten Kapitel der amerikanischen Verwaltungsgeschichte. In kurzer Frist war eine neue Gesetzgebung eingeführt, die dem seit Jahrzehnten von den Trusts beherrschten Staate die Selbstverwaltung zurückgab. Das Überraschende lag aber hier in der Sicherheit, mit der ein einzelner Mann ein seinen fortschrittlichen Plänen widerstrebendes Parlament dazu brachte, die eingebrachten Gesetzentwürfe zu genehmigen. Der neue Gouverneur begann seine neue Amtsführung mit einem Bruch mit der alten Überlieferung, die ein engeres Zusammenarbeiten der Exekutive mit der Legislative verhinderte. Allem Brauche zuwider erschien der Gouverneur im Parlament, um in offener Diskussion seine Gesetze Punkt für Punkt zu verteidigen. Um zu ermessen, was dieses Vorgehen in Amerika bedeutete, muß man sich vergegenwärtigen, daß das Prinzip der Teilung der Gewalten im Laufe der Generationen zu einem unangefochtenen Dogma erstarrt war, das dem Präsidenten und dem Gouverneur verbot, mit dem Parlament anders als schriftlich zu verkehren. Gegen die Opposition einer Mehrheit von Volksvertretern wandte Wilson mit Erfolg ein schlichtes Allheilmittel an: die Drohung mit dem unmittelbaren Appell an die Wählermassen. Dieses Mittel versing. Die Gesetze erzielten im Parlament Mehrheiten, die den Kennern der Verhältnisse wie ein Wunder erscheinen mußten. Der leidenschaftliche Freimut und die Willensenergie, mit der Wilson die Sache der Demokratie versocht, fanden im Lande ihr Echo. Die Antwort war seine Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Seine Präsidentschaft legt

Zeugnis davon ab, daß die Erkenntnis zum Durchbruche gelangt war, das Land bedürfe eines Mannes, wie Abraham Lincoln es war, eines von den das Land beherrschenden Einflüssen unberührten und unabhängigen Führers, der das Denken des ganzen Volkes versteht und verkörpert.

Und doch ist Wilson, wie aus seiner Kriegserklärung an die Mittelmächte erhellt, keineswegs der Mann, der die Angelegenheiten des Landes mit den Augen eines neuen Zeitalters betrachtet, dem die Nöte und Wünsche des ganzen amerikanischen Volkskörpers voll und ganz ins Bewußtsein gedrungen sind. Amerika braucht eine Neuordnung der Gesellschaft, es ist vor die brennende Aufgabe gestellt, eine neue soziale Ordnung mit dem Glück und Gedeihen der gesamten großen Bürgermassen in Einklang zu bringen. Unendlich vielfältig ist das Leben der Nation geworden. Ihre Entwicklung hat sich so schnell vollzogen und so weit von den Grenzlinien entfernt, die die alten Auslegungen der Verfassung ihr zogen, sie hat diese Grenzen so mannigfach gekreuzt und überschritten, so neue Formen der Unternehmung aufgestellt, so mächtige Handelsverbände aufgetürmt, daß eine neue Nation entstanden zu sein scheint, für die die alten Formeln nicht mehr passen oder eine lebensfähige Auslegung nicht mehr zulassen. Wilson ist diese Erkenntnis allerdings nicht fremd; weit davon entfernt, verschließt er sich der Tatsache nicht, daß die meisten seiner Mitbürger oft mit tiefstem Verdruß an Dingen mitarbeiten müssen, die den Interessen der Allgemeinheit schnurstracks widerlaufen. Es entgeht ihm nicht, daß eine neue wirtschaftliche Gemeinschaft ihr Unwesen treibt, die herzlos ist und die Schwachen ausbeutet. Amerika ist ihm heute nicht mehr das Land, in dem, wie man einst zu sagen pflegte, ein jeder seinen eigenen Beruf selbst erwählen und nach Maßgabe seiner Fähigkeiten ungehindert ausüben kann. Wer sich heute auf bestimmte Gebiete begibt, stößt auf Organisationen, die Mittel genug anwenden werden, um zu verhindern, daß er ein Unternehmen aufbaue, das ihnen im Wege ist. Sie sorgen dafür, daß ihm der Boden unter den Füßen fortgezogen wird und die Absatzgebiete sich vor ihm verschließen; denn wenn er beginnt, gewissen Kleinhändlern seine Ware zu verkaufen, weigert sich das Monopol, diesen Kleinhändlern weiter zu liefern und die eingeschlicherten kleinen Abnehmer werden die Waren des neuen Mannes nicht mehr beziehen. Und das geschieht in dem Lande, das der Welt das Ideal der vollkommen freien Möglichkeiten verkündete; das geschieht in dem Lande, von dem man annimmt, daß in ihm kein Mensch anderer Beschränkung als der seines Charakters und seiner Intelligenz unterworfen ist, wo es keine Klassen und keine Blutsunterschiede geben soll und keine Unterschiede der sozialen Stellung, sondern jeder gewinnt und verliert nach seinem Verdienste. Amerikanische Industrie ist nicht wie einst frei; dem Mann mit kleinerem Kapital wird es immer schwerer, Zutritt zum Kampfplatz zu erlangen und mehr und mehr unmöglich, mit den Großen in Wettbewerb zu treten, weil die Gesetze es nicht verhindern, daß der Starke den Schwachen zugrunde richtet. Zu seinem Leidwesen muß Wilson wahrnehmen, daß über Amerika ganz unamerikanische Zustände hereingebrochen sind. Schmerzbewegt sieht er jene Zeit der Vergessenheit anheimfallen, „da Amerika seine

gewaltigen Kräfte auf den weiten Prairien entfaltete und das Feuer seines Unternehmungsgestes über die Höhen der Berge und hinab in die Tiefen des Erdreichs leuchten ließ“, und er bricht ergriffen in den Ruf aus: „Ist die Verschlingung der Individualität durch die Individualität einer großen, mächtigen Organisation Freiheit? Das ist Abhängigkeit, aber keine Freiheit.“

Eines der beunruhigendsten Zeichen der neuen sozialen Ära erblickt Wilson in der Art der Beziehungen zwischen Regierung und Geschäftswelt, in dem Zwang, der vom Großhandel auf die Regierung ausgeübt wird und der sich hieraus ergebenden Fülle von Skandalen und Unsauberkeiten, die die amerikanische Politik erfüllen. Das peinliche Geständnis entschlüpft dem Behege seiner Zähne: „Es gibt in Amerika Städte, deren Verwaltung wir uns schämen. In allen Teilen des Landes gibt es Städte, von denen wir fühlen, daß in ihnen nicht den Interessen der Allgemeinheit, sondern den Interessen selbstsüchtiger Leute gedient wird, und wo heimliche Abmachungen vor den öffentlichen Interessen den Vorrang haben.“

Angesichts dieser beschämenden Zustände, die eine unblutige Revolution zur unabweislichen Notwendigkeit machen, angesichts dieses Augiasstalles von Selbstsucht, der mit einem eisernen Rehrbesen von einer starken, pflichtbewußten, uneigennützigen, wahrhaft demokratisch gesinnten Persönlichkeit weg-
 gefegt werden muß, hat der Präsident der Vereinigten Staaten diese jedoch in einen furchtbaren Weltkrieg hineingehegt. War dies staatsmännisch und ethisch? Einzig und allein der unerbittliche, schonungslose Krieg gegen die mit vergifteten Waffen kämpfende Tyrannei der Plutokratie und der Ausbeutung wäre seine Pflicht gewesen, er hätte nicht ruhen und rasten dürfen, bis er sein Versprechen eingelöst hätte, das da lautet: „Auf der staubigen Landstraße steigen wir hinan, bis wir ein Hochland erreichen, wo die Luft frischer ist, wo die Menschen einander ins Angesicht sehen. Der ganzen Welt hatten wir verkündet: Amerika wurde geschaffen, um jede Art von Bevorzugung aufzuheben, um die Menschen zu befreien und sie auf den Boden einer Gleichheit zu stellen, auf den sie unbehindert ihre Fähigkeiten und ihre Kräfte betätigen können. Wenn wir unser Versprechen an die Menschheit eingelöst haben, werden wir bewiesen haben, daß es uns mit dem Ziele Ernst ist.“

Ein Mann, der ein Amerika realisieren will, das ein Paradies ist, in dem alle Menschen Brüder sind, die einander nicht betrügen und hintergehen, sondern nur danach streben, ein Ideal vom rechtschaffenen Menschentum zu verwirklichen, das Wohl der Allgemeinheit mit dem Aufgebote ihres ganzen Seins und Wesens zu fördern, durfte sich in keinen Weltkrieg verstricken, er mußte sich auf sein heiß ersehntes Ziel konzentrieren, um die Freiheit und die Hoffnung aller im eigenen Lande ringen und alle Gutgesinnten um dieses Banner scharen, beileibe aber durfte er nicht gewaltige Armeen für die angeblich von den Mittelmächten unterdrückte Freiheit mobilisieren und Ströme von Blut für dieses Hirngespinnst vergießen. Im Sinne der sozialen Gerechtigkeit für die Befreiung der daheim unterbundenen Volkskräfte hätte er wirken müssen, er durfte sich jedoch am allerwenigsten zum Bettgenossen des auto-

kratischen Rußland und des imperialistischen England erniedrigen, das die Freiheit nur im Munde führt, in der Tat aber mit diesem Worte schändlichen Mißbrauch treibt, Irland vergewaltigt, Ägypten knechtet, in Indien seine Herrschaft nur durch brutale Maßregeln aufrecht erhält, so daß es einem Pulverfaß gleicht, das explodieren kann, wenn ein Funke es entzündet. Die Politik Englands gegenüber Irland wurde immer von zwei Grundsätzen geleitet, erstens die eingeborene Bevölkerung so schnell wie möglich loszuwerden und dafür das Land mit Engländern zu kolonisieren und zweitens bei den Bewohnern Irlands, einerlei welcher Abstammung sie waren, den irischen Gedanken zu ertöten und dafür eine unterwürfige Anhänglichkeit an England zu züchten. Alles dies natürlich nur, damit der Reichtum Irlands ungehindert nach England fließen könne. Um die Entvölkerung Irlands zu erzielen, wurden Jahrhunderte hindurch Kriege oder richtiger Massenschlächtereien in Irland veranstaltet; um das andere Ziel zu erreichen, wurde das irische Parlament aufgehoben und mit dem englischen Parlament vereinigt, das von nun ab mit einer Majorität von fünf englischen gegen einen irischen Vertreter die Geschicke Irlands leitete. Lord Bryon hat diese Vereinigung der beiden Reiche mit der Vereinigung verglichen, die der Haisisch mit seiner Beute vornimmt. Zahlen führen die beredteste Sprache. Die amerikanische Volkszählung des Jahres 1881 zeigte, daß von je 10.000 ausländischen Bewohnern der Vereinigten Staaten über 4700 aus der grünen Insel stammten. „Die Irländer“, triumphierten damals die *Times*, „haben sich endlich auf den Weg gemacht, und ein irischer Katholik wird in Irland bald ebenso selten sein, wie ein rot-häutiger Indianer im Staate Newyork.“

Arzt heil' dich selbst! So möchte man sich versucht fühlen, dem im Namen des vertieften Freiheitsbegriffes einen Kreuzzug gegen die Zentralmächte rüstenden Wilson zuzurufen. Es mutet uns gar seltsam an, daß er für die Freiheit anderer das Schwert aus der Scheide zieht, bevor er ihr daheim die Bahn gebrochen. Das Hemd ist einem füglich näher als der Rock. Es klingt ja sehr schön, daß die Hilf- und Freundlosen es sind, die Freunde und Unterstützung brauchen, und daß er den Ruhm für sich in Anspruch nimmt, zum erstenmal in der Geschichte einen selbstlosen Krieg zu führen. „Ich könnte nicht stolz sein, für Selbstsuchtzwecke zu kämpfen, aber ich kann stolz sein, für die Menschheit zu kämpfen.“ Wie soll man ihn jedoch vertrauen, wenn er den Mund von der Humanität voll nimmt, da er sich in einer Gesellschaft befindet, die sich offensichtlich zu krassen, selbstlüchtigen Zwecken zusammengefunden hat? Das perfide Albion hat es zweifellos auf die Vernichtung der deutschen Seemacht und die endgültige Lähmung der deutschen Konkurrenz auf den Weltmärkten abgesehen; es will die Wasserstraßen der Menschheit mit seiner Flotte beherrschen und die maritimen Geseze den Nationen diktieren. Die englische Demokratie liebt die Freiheit der Meere in genau derselben Weise, wie das imperialistische Rom die irische Freiheit außerhalb der Vorposten der römischen Legionen ansah, nämlich so, wie Agricola dies ausdrückte, „um es auf die Knie zu zwingen und in Besitz zu nehmen, damit die Freiheit verschwinde.“ Und ist etwa das Leitmotiv der lateinischen Schwestern: Frankreich und

Italien, der Kampf für die heilige Sache der Menschheit? Nur Toren können dies glauben.

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Dies gilt von leitenden Staatsmännern nicht minder als von Privaten. Die Gestalt Wilsons erscheint demnach in einem sehr bedenklichen Lichte. Eine unüberbrückbare Kluft gähnt zwischen seinen Heilsworten und seinen Thaten. Es ist eine ausgesprochene Heuchelei, wenn der Mann, der — nebenbei bemerkt — seine Wiederwahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten seinem entschiedensten Bekenntnis zum Frieden zu verdanken hat, nicht müde wird, mit dem Brusttone der Überzeugung sein Zusammengehen mit der bluttriefenden, heimtückischen, wahre Orgien des schändlichsten Egoismus feiernden Entente für eine Gewissenspflicht auszugeben.

Goethe und Metternich*.

(Mit einem ungedruckten Briefe Goethes.)

Von Karl Glossy.

Der Kulturmensch von heute mag es schwer erfassen, daß in vergangenen Zeiten das geistige Eigentum gänzlich schutzlos gewesen, daß Dichter und Gelehrte um den Lohn ihres Schaffens gebracht werden konnten, ohne daß die Obrigkeit sich veranlaßt gefunden hätte, diesem Übel zu steuern. Schon frühzeitig hatten sich Philosophen und Juristen mit der Frage beschäftigt, ob der Büchernachdruck zu rechtfertigen oder zu verdammen sei; ebenso hatten auch Literaten und Buchhändler sich angeregt gefühlt, hierüber ihre Meinung auszusprechen. So ist seit dem sechzehnten Jahrhundert eine Streitschrift nach der anderen entstanden und sind Bekämpfer wie Verteidiger des Nachdruckes in heftiger Fehde gegeneinander gestanden. Die einen behaupteten, der Gedanke lasse sich nicht vom Worte trennen und das Wort, das einmal gesprochen, sei nicht mehr ausschließliches Eigentum, daher müsse, was vom Worte gelte, auch für die Schrift gelten; die anderen erklärten den Büchernachdruck als gemeinen Diebstahl, der nicht nur rechtlich, sondern auch moralisch zu verwerfen sei. So schrieb Luther bereits 1528 in der Vorrede zu seiner Auslegung der Episteln und Evangelien: „Was soll das sein, meine lieben Druckherren, daß Einer dem Andern so öffentlich raubet und stiehlt, das Seine und untereinander Euch verderbet. Seid Ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden?“ So konnte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Staatsrechtslehrer und Publizist Bitter in seiner Schrift über den Büchernachdruck bereits eine lange Reihe von Schriftstellern aufzählen, die sich mit dieser Frage beschäftigt hatten.

In Altösterreich, wo der Nachdruck ebenso lebhaft betrieben wurde wie in einigen Städten Deutschlands und in der Schweiz, hielt die Staatsverwaltung diesen Diebstahl am geistigen Eigentum noch in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts für gerechtfertigt. So schrieb im November 1817 der

* In französischer Sprache in der »Revue d'Autriche«, Nr. 13. Wien, Manz-Verlag.

Polizeiminister Graf Sedlnitzky an den Fürsten Metternich: „Keine Staatsverwaltung, die ihr wahres Interesse versteht, kann wünschen, daß ihre Untertanen in Künsten und Wissenschaften den anderen nachstehe. In diesem Geiste hat Österreich gehandelt, als schon unter der Kaiserin Maria Theresia der Nachdruck ausländischer, nützlicher Schriften, ja selbst unter gewissen Bedingungen auch jener des Inlandes gestattet war. Die Bemühung der österreichischen Staatsverwaltung ging vorzüglich dahin, bei jenen ihrer Untertanen, welche nicht deutschen Ursprunges sind, nach und nach deutsche Sprache und deutsche Kultur in Künsten und Wissenschaften einzuführen. Dieser Zweck konnte nur durch Vervielfältigung nützlicher Schriften des Auslandes, sohin durch Freigebung des Nachdruckes erreicht werden.“

Wenn Kaiser Josef den Nachdruck zur Hebung des Buchdruckergewerbes begünstigte, so war es später der schlechte Geldkurs, der die Regierung veranlaßte, dem österreichischen Buchhandel durch die Erlaubnis des Nachdruckes aufzuhelfen, zumal die nachgedruckten Werke meist billiger verkauft und auch besser ausgestattet wurden als die Originalausgaben. So erklärt sich die große Verbreitung der deutschen Klassiker in Österreich wie auch in Deutschland. Wie Schiller, klagte auch Goethe über die Wiener Nachdrucke: „daß sie seine Werke massenhaft nach Berlin würfen, wo Bücherjuden und Tröbler den Vertrieb besorgen.“ Gegen diese Nichtachtung des geistigen Eigentums in Österreich konnten fremde Verleger sich nur dadurch schützen, daß sie nach der Zensurinstruktion vom 12. Oktober 1810 die Werke im Manuskript zur Zensur vorlegten, und in einer der Hauptstädte der Monarchie drucken ließen.

Einer der ersten auswärtigen Verleger, die von dieser Begünstigung Gebrauch machten, war Cotta, der, als er 1816 eine neue Ausgabe von Goethes Werken unternahm, um diese vor dem Nachdrucke in Österreich zu schützen, sich mit den Wiener Buchhändlern Kaulfuß und Armbruster verband und durch sie die Drucklegung in Wien besorgen ließ. Goethe, der dieses Unternehmen billigte, meinte damals, wo das Gesetz nicht helfe, müsse die Klugheit raten. Bereits im März 1816 wurde mit dem Buchdrucker Strauß ein Vertrag geschlossen wegen Herstellung von 2000 Exemplaren gegen Entlohnung von 150 Gulden für den Druckbogen. Auf Cottas Klage, daß dieser Preis zu hoch sei, wies Armbruster auf den infolge der enormen Teuerung der Lebensmittel und der Mietzinse beträchtlich höheren Lohn hin sowie auch auf den verminderten Wert des Papiergeldes. Bald darauf langte das Manuskript für den ersten und zweiten Band ein. Nicht ohne Besorgnis legte es Armbruster zur Zensur vor, „weil sich“ — wie er an Cotta schrieb — „manche häßliche Gedichte darin finden und man jetzt viel strenger ist als vorher“. Der Zensor war aber diesmal nicht so ängstlich wie Armbruster und gab seine Einwilligung zum Drucke. Nachdem auch die Bitte um Schutz gegen den Nachdruck bewilligt worden war, konnte Armbruster nach Stuttgart berichten, daß dieser Wiener Ausgabe von Goethes Werken die Originalität im Lande für immer gesichert sei. Diese Wiener Ausgabe erschien in der Zeit von 1816 bis 1822 in 26 Bänden zum großen Arger der Wiener Nachdrucker, die sich dadurch

in ihrem Geschäfte beeinträchtigt fühlten und über Protektion des Auslandes zum Nachtheile des Inlandes klagten.

Goethes Vertrag mit Cotta bezüglich der Wiener Ausgabe war auf die Dauer von sieben Jahren geschlossen worden. Nach Ablauf dieser Vertragszeit sollte nun eine erweiterte neue Ausgabe in 40 Bänden folgen. Um sich gegen deren Nachdruck zu schützen, hielt es Goethe als das beste Mittel, von dem Bundestag, als dem Verein aller deutschen Souveränitäten, ein Gesamtprivilegium zu erwirken. Der erste Schritt in dieser Angelegenheit war eine Anfrage bei dem preußischen Bundestagsgesandten Nagler, der Goethes Wunsch dem Minister Grafen v. Bernstorff übermittelte, der es für angezeigt hielt, daß Goethe sich auch an den Fürsten Metternich wende. Nagler riet hierauf dem Dichter, das Gesuch an die Bundesversammlung dem Fürsten Metternich zur weiteren Empfehlung an den Präsidialgesandten am Bundestage zu übersenden, er werde überdies nach seiner baldigen Ankunft in Wien sich gelegentlich verwenden, was auch geschah. Metternich bemerkte damals, daß die Sache geeignet sei, die Beratungen des Bundestages über den Büchernachdruck zu beschleunigen und daß dem Herrn v. Goethe der erbetene besondere Schutz gegen den Nachdruck der neuen Ausgabe in Rücksicht seiner ausgezeichneten Verdienste um die deutsche Literatur dergestalt zu gewähren sei, daß auf sein Ansuchen, oder auch ohne ein solches, von den einzelnen Bundesstaaten besondere Privilegien unentgeltlich verliehen werden. Inzwischen hatte sich Goethe selbst an Metternich gewendet, den er zuerst in Weimar, einige Tage nach der Schlacht von Jena kennen gelernt und mit dem er 1814 während seines Aufenthaltes am Rhein sowie 1819 in Karlsbad verkehrt hatte. Im Eingange seines Briefes gedenkt er der ausgezeichnet schönen Tage, welche ihm zu wiederholten Malen das Glück brachten, in Metternichs Nähe zu verweilen. Uebergehend auf sein Anliegen wegen des Privilegiums schrieb er: „In hohen Jahren versuche ich zum Besten der Meinigen, was ich für mich selbst zu unternehmen vielleicht angestanden hätte.“ In gleichem Sinne wendete sich Goethe am 1. Februar 1835 an den Bundestagspräsidialgesandten v. Münch-Bellinghausen, dem er die weitere Leitung dieser Angelegenheit seiner kräftigen Einwirkung empfahl.

Am 23. Mai 1825 brachte Metternich dem Kaiser Franz Goethes Wunsch zur Kenntniss. „Ob ich nun gleich“ — berichtete er — „im voraus annehmen dürfte, daß die Bundesversammlung dem Antrage des Bittstellers nicht wohl in der von ihm gewünschten Form, nämlich mittels Erteilung eines Privilegiums von seiten des Bundes in seiner Gesamtheit erledigen würde, so veranlaßt mich doch mit Beachtung des in mich gesetzten Vertrauens, daß seine Eingabe durch Eurer Majestät Präsidialgesandtschaft an die bei dem Bundestag für die Prüfung der einlangenden Privatgesuche bestehende besondere Kommission gelangte, wohlüberzeugt, daß sein Name und die allgemeine Achtung, in welcher derselbe steht, zwar eine für ihn günstige, jedoch immerhin den freien Willen der einzelnen Bundesregierungen keineswegs beschränkende Erledigung seines Gesuches herbeiführen würde.

Wirklich ist nun letztere in dieser Art erfolgt, indem die Kommission ihr

Gutachten dahin stellte, daß sämtliche Bundestagsgesandte es übernehmen möchten, das Gesuch des Ministers von Goethe angebrachtermaßen ihren respektiven Regierungen bevormortend vorzulegen und dadurch die gewünschte Erledigung in geeignetem Wege zu bewirken, mit welchem Antrage sich auch sämtliche Stimmen durch förmlichen Beschluß vereinigten, wobei zugleich im voraus von den Gesandtschaften von Hannover, Baden, Großherzogtum Hessen, Braunschweig und Nassau, namens ihrer Höfe die Verleihung des nachgesuchten Privilegiums zugesichert wurde.

Von Eurer Majestät Allerhöchster Schlußfassung hängt es nun lediglich ab, ob der Bittsteller sich der von ihm nachgesuchten Begünstigung auch in der österreichischen Monarchie, und zwar zur Verhinderung jeder ansonst zu befürchtenden Paralyssierung des ihm zugedachten Vorteils, nicht mit Beschränkung auf die zum deutschen Bund gehörigen Provinzen zu erfreuen haben wird und ich erlaube mir ehrerbietigst hiemit jene Gründe vorzutragen, welche nach meiner Ansicht geeignet sein dürften, Eure Majestät zu bestimmen, dem v. Goethe das nachgesuchte Privilegium gegen den Nachdruck der neuen, vollständigen Ausgabe seiner Werke kostenfrei allergnädigst zu verleihen.

Dieser Schriftsteller hat nun einmal durch seine namentlich im Gebiete der Dichtkunst gelieferten Arbeiten, sowie auch durch seine sonstigen bellettristischen Produkte sich einen ausgebreiteten, ja man darf sagen europäischen Ruf zu erwerben gewußt. Er nimmt als deutscher Dichter und Gelehrter einen der ersten Plätze in der literarischen Welt ein, und bei jeder Gelegenheit und von Seite jeder Partei hat sich die öffentliche Meinung für ihn ausgesprochen.

Unter diesen Umständen ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß keine der deutschen Bundesregierungen sich weigern wird, bei dieser Gelegenheit eben dieselbe Anerkenntnis durch willfährige Mitwirkung zu bekunden, und sowohl der Kontrast, welchen eine abschlägige Erledigung von Seite Österreichs bilden würde, als auch das besondere Interesse, welches uns Preußen für den Bittsteller zu erkennen gegeben hat, dürften an sich schon hinreichende Motive für eine Ausnahme von der bestehenden Regel enthalten.

Abgesehen sind bereits die literarischen Arbeiten dieses Schriftstellers, wovon er dormalen nur eine neue Ausgabe veranstaltet, von der in Eurer Majestät Staaten bestehenden Zensur und in Gemäßheit der ihr zur Richtschnur dienenden Vorschriften stets zum öffentlichen Verkauf zugelassen worden, und wenn selbst wirklich anzunehmen ist, daß diese Produkte eben keinen solchen Teil der Literatur behandeln, der eine besondere Verbreitung und Beförderung verdient und rätlich macht, so möchte gerade dieser Zweck durch die Erteilung des Privilegiums gegen ihren Nachdruck insofern indirekt erreicht werden können, als diese Beschränkung hinsichtlich des stets bestehenden höheren Preises einer Originalausgabe den öffentlichen Verkehr wesentlich zu vermindern geeignet ist.

Sollten nun Eure Majestät diesen meinen Ansichten Allerhöchstihren Beifall nicht versagen und den v. Goethe mit Erteilung des gedachten Privilegiums mit Ausdehnung desselben auf die ganze Monarchie zu begnadigen

geruhen, so würde ich sowohl mit dem Chef der Polizei- und Zensurhoffstelle Grafen v. Sedlnitzky mich in das erforderliche Einvernehmen setzen, als auch Eurer Majestät Präsidialgesandten am Bundestage das Geeignete hierüber eröffnen.“

Der Kaiser beauftragte hierauf die Hofkanzlei, ehestens nach Rücksprache mit dem Grafen Sedlnitzky ein Gutachten vorzulegen. Nachdem Sedlnitzky erklärt hatte, nicht den geringsten Anstand zu erheben, das dem um die deutsche Literatur verdienten Schriftsteller das gewünschte Privilegium bewilligt und dieses auf den ganzen Umfang der Monarchie ausgedehnt werde, erstattete der oberste Kanzler Graf Saurau am 4. August einen Vortrag, worauf Kaiser Franz am 23. August 1825 entschied, dem großherzoglich sächsisch-weimarischen Staatsminister v. Goethe ein Privilegium gegen den Nachdruck der von ihm veranstalteten neuen Ausgabe seiner Werke auf den ganzen Umfang der Monarchie taxfrei zu verleihen. In der hierüber ausgestellten Urkunde bemerkte der Kaiser, daß er den ausgezeichneten Wert der literarischen Produkte Goethes in Erwägung gezogen habe, der Zensur jedoch vorbehalten bleibe, gegen einzelne Bände oder gegen das ganze Werk selbst, nach dem Geiste der bestehenden Verordnungen vorzugehen. Wenige Tage danach, am 30. August, schrieb Graf Saurau an Goethe: „Bei der verdienten Auszeichnung, durch welche die Werke Eurer Wohlgeboren sich eine dauernde Stellung in der deutschen Literatur gesichert haben, zu deren erfreulichsten Zierden sie gezählt werden, konnte es der Hofkanzlei nur sehr angenehm sein, die Verdienste Ew. Wohlgeboren in ihrem an Seine Majestät erstatteten Gutachten zu würdigen.“

Goethe antwortete hierauf am 26. September 1825:

Hochgeborner Herr Graf! Hochverehrter Herr!

Die, zwar bescheiden gehoffte, aber in dem weitesten Maße von Ihrer Kaiserlichen Majestät mir verliehene Gnade eines Privilegiums für die vorseiende vollständige Ausgabe meiner Werke, seh' ich durch Euer Erzellenz verehrliches Schreiben in volle Wirksamkeit eintreten. Indem ich nun jene Allerhöchste Berücksichtigung in ehrfurchtsvoller Devotion nach ihrem ganzen Umfange dankbarlichst anerkenne, fühle ich zugleich, wie sehr ich in dieser Angelegenheit Ew. Erzellenz verpflichtet geworden.

Wenn man sich bei einem immer unruhig beschäftigten, oft mühevollen Leben zuletzt einige Belohnung und Vergeltung wünschen darf, so ist doch diejenige, die mir geworden ist, von höchst auszeichnender Art und ohne Beispiel; daher auch das Gefühl vergeblich strebt, sich ihr gleichzustellen und Worte sich nicht finden, daselbige auszudrücken.

Nehmen Ew. Erzellenz daher das Wenige, was ich auszusprechen vermag und wage statt vieler redekünstlichen Äußerungen, welche bei allem Schmuck die Innigkeit meiner dankbaren Gesinnung auszudrücken nicht vermögend sein würden.

Schließlich bemerke: daß Herr Geh. Legat. Rat v. Piquot, des Großherzogl. Weimarischen Hofes Geschäftsträger, ersucht ist, das Allerhöchste Pri-

villegium bei kaiserlicher Hofkanzlei gegen die schuldigst zu entrichtenden Gebühren ungesäumt zu erheben.

Der ich, die entschiedenen Beweise so günstiger Gesinnung dankbar verehrend, mit ausgezeichnete Hochachtung mich zu bekennen das Glück habe
 Ihrer Erzellenz ganz gehorsamster Diener
 J. W. v. Goethe.

Daß in dieser Angelegenheit Oesterreich sich auch bei sämtlichen Bundesregierungen verwendet hat, ist durch einen Brief Metternichs an Goethe festgelegt. Wie sehr der Dichter das österreichische Privilegium geschätzt hat, bestätigt Grillparzer in seinen Aufzeichnungen über den Besuch bei Goethe in Weimar. Goethe hatte ihn damals den Briefwechsel mit Lord Byron und das in einem Seidentuch verwahrte kaiserlich-österreichische Privilegium gezeigt. „Auf letzteres“ — heißt es in Grillparzers Selbstbiographie — „schien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konservative Haltung Oesterreichs gefiel oder, in Absicht der sonstigen literarischen Vorgänge im Lande, als Kuriosum“.

Durch Goethes Bewerbung um ein Privilegium bei dem Bundestag kam daselbst die Angelegenheit des Nachdruckes wiederholt zur Beratung. Zunächst wurde 1832 beschlossen, daß Verleger und Schriftsteller sich in jedem Bundesstaate des dort gesetzlich bestehenden Schutzes zu erfreuen haben. Damit war aber wenig getan, ebensowenig durch den Bundesbeschluß im Jahre 1835, der im allgemeinen den Nachdruck untersagte, ohne aber gleichförmige Verfügungen über das literarische Eigentum zu treffen. Erst durch den Beschluß vom 20. November 1837 wurde der Grund zur geordneten Gestaltung des literarischen Rechtszustandes gelegt. Inzwischen sahen sich seit Goethes Tode die deutschen Behörden wiederholt veranlaßt, gegen den Nachdruck seiner Werke einzuschreiten, insbesondere gegen die „Bibliothek deutscher Klassiker“ der Brüder Létot in Paris, die 1835 mit dem Nachdruck von Goethes Werken in fünf Bänden begannen, ebenso gegen einen solchen des „Literarischen Komptoirs“ in Herisau. Außerdem unternahm Cotta einen Akt der Selbsthilfe, indem er 1835 den Preis für Goethes Werke um mehr als die Hälfte herabsetzte. Da aber die deutschen, wie auch die österreichischen Sortimentsbuchhändler noch Vorräte besaßen, die sie zu dem höheren Preise bezogen hatten, sah sich Cotta infolge heftiger Angriffe genötigt, zu erklären, daß der frühere Preis vom 1. Januar 1836 an wieder Geltung habe.

In Oesterreich hatte erfreulicherweise der einst so blühende Nachdruck bereits in den Dreißigerjahren nahezu ein Ende erreicht, bis endlich durch das kaiserliche Patent vom 19. Oktober 1846 das Urheberrecht gesetzlich geregelt wurde. Im Gegensatz zu dem Präsidenten der Zensurhofstelle Grafen Sedlnitzky, der ehemals den Nachdruck mit Entschiedenheit verteidigt hatte, bewies Fürst Metternich durch sein kräftiges Eintreten für den Schutz von Goethes Werken, wie hoch er den Wert des geistigen Eigentums zu schätzen mußte.

Aus dem Tagebuch eines Fliegers.

Von Karl Schofleitner.

II.*

Der Unglücksflug und die Gefangennahme.

Die Zahl „13“ ließ den Leutnant P... durchaus nicht gleichgültig. 12 Feindesflüge waren glücklich überstanden, 12 erfolgreiche Leistungen in der neuen Dienstesverwendung mustergültig durchgeführt! So weit hatte sich ein gutes Geschick hilfreich erwiesen. Wie würde es weiter werden? Wenn man nur von neuem hätte anfangen können zu zählen!

Mit sehr gemischten Gefühlen setzte er zum nächsten Fluge an, konnte aber wegen zunehmender Bewölkung nur bis zu den feindlichen Linien gelangen und mußte vorzeitig umkehren. Schon freute er sich, auf so glimpfliche Weise den 13. Auftrag überstanden zu haben. Aber mit Unrecht.

Ebenso wie dieser Flug in der militärischen Evidenz nicht gezählt wurde, galt er offenbar auch nicht vor dem „Schicksal“, wenn ich so sagen darf. Der junge Mensch mußte es nur zu bald inne werden, daß der nächste sein Unglücksflug werden solle, mochte er nun der vierzehnte oder wirklich der dreizehnte sein. Das fiel schon nicht mehr ins Gewicht. Die Begleitumstände und Voraussetzungen verschworen sich, einen schlechten Ausgang erwarten zu lassen ...

Aber ich will alles der Reihe nach erzählen:

Es war am 8. Juli 1917, der erste Kampftag, mit dem der russische Durchbruch einsetzte. Die Artillerie böllerte lebhaft. Der Gegner hatte umfassende Vorbereitungen getroffen. Das wußte man. Nach den Monaten Stellungskrieg schien es um so bedeutsamer. Woher aber die Unternehmung ihren Ausgangspunkt haben werde und wohin sie besonders ziele, konnte noch niemand bestimmt erkennen. Die Maschinenvögel sollten darüber Nachricht bringen. Die Aufträge an die Fliegerkompagnien hezten einander. Kaum war ein Flugzeug gelandet, mußte schon das nächste starten.

Darüber war der Vormittag vergangen. Der Mittagsdunst ermöglichte nur schlechte Sicht, die Beleuchtung war ungünstig, niedrig strichen die Wolken in den wechselnden Windströmungen und drückten den Beobachter immer tiefer auf die Erde herab, daß er bereits in den Bereich der Infanteriegewehre geriet, wenn er überhaupt etwas sehen wollte.

Ein Flieger meiner Kompagnie hatte soeben gemeldet, daß feindlicherseits neue Kampfapparate aufgetaucht wären, vermutlich Franzosen. Damit brachte man auch das Ausbleiben eines anderen Kameraden in Zusammenhang, der um 2 Uhr nachmittags zum Infanteriesiegen gestartet war und nach einer Stunde hätte einrücken sollen; man wartete vergeblich.

Der nächste Beobachteroffizier, den der Flug getroffen hätte, schied durch Krankheit aus, und so kam der Auftrag an Leutnant Pizzni. Der legte diesmal begreiflicherweise besonderen Wert darauf, nachdem schon die meteorologischen,

* Vgl. „Österr. Rundschau“, Heft 2, vom 15. April 1918.

taktischen und subjektiven Voraussetzungen so schlecht waren, wenigstens seinen „Leib“-Piloten als Gefährten mitzubekommen, mit dem er eine ganz gut eingespielte „Garnitur“ bildete. Sein Kommandant aber erklärte, es müsse jeder Offizier mit jedem Flugzeugführer und jedem Flugzeug die Aufträge durchführen. Es blieb keine Wahl: Die anderen Piloten waren an diesem Tage schon alle draußen gewesen, bis auf diesen einen, den man bisher geschont hatte. Er war nämlich erst kürzlich von der Ausbildung ins Feld eingerückt und noch wenig erprobt. Er galt auch als etwas nervös und weniger schneidig. Daher wollte niemand mit ihm fliegen. Gerade vor drei Tagen hatte der Leutnant nach einer harmlosen Proberunde bei allzu harter Landung eine mächtige Krage mit ihm erlitten, daß er nur zur Not mit ungebrochenen Gliedern davon gekommen war.

Jetzt sollte er mit ihm über Feind den dreizehnten Flug wagen!

Er hätte heucheln müssen, wenn er Freude gezeigt hätte.

Der Armeekommandant fuhr gerade am Flugfeld vorbei. Man wollte erkannt haben, daß er blaß und erregt ausgesehen hätte.

Die kommenden Ereignisse konnte man damals freilich nicht voraussehen. Aber der Umstand schien immerhin bedenklich, daß der Infanteriesieger Befehl erhalten hatte, über der dritten eigenen Stellung zu kreisen! Sollten die zwei vorderen Linien schon verloren sein? Der Infanteriesieger war noch immer nicht zurückgekehrt. Es ging schon auf 5 Uhr.

Höchste Zeit! Das ungleiche Paar schraubte sich in die Höhe und verschwand bald hinter Dunst und Wolken. — —

Wider Erwarten ging eine Weile alles ganz gut. Sie waren nach Osten vorgestoßen gegen Nizniow über den Dniester und bogen in einer Schleife nach Nordwesten, flußaufwärts, über Uscie Zielone gegen Maryampol, als sie noch tiefer herunter mußten, um die lebhaften Bewegungen und Truppenverschiebungen auf den Straßen genauer unterscheiden zu können. So ergab es sich um so leichter, daß sie durch Abwehrbatterien Treffer erhielten, und zwar in Kühler und Benzintank. Sechs Kilometer nordöstlich von Jezupol erlitt auch der Pilot zwei Verletzungen: eine Schrapnellkugel im Oberschenkel und ein Infanteriegeschuß. Es half aber nichts. Er konnte sich nicht hinlegen wie der Infanterist auf die Mutter Erde und sich ausruhen: er mußte die Maschine weiter bedienen, sollte der sichere Tod von beiden vermieden werden.

Im unfreiwilligen Gleiten verloren sie immer mehr an Höhe. Tak-tak, schlugen die Maschinengewehrscüsse in den erstorbenen Motor, und die Flächen des Seitensteuers wurden mehrfach durchschlagen. Ob sie noch die eigene Stellung erreichen würden? Es blieb wenig Hoffnung. Gerne hätte der Leutnant irgendwie helfend eingegriffen, er konnte aber nichts tun, als warten. So verlangte ihn um so heftiger nach einer Beruhigungszigarette, wie immer beim Heimfliegen. Er suchte nach dem Feuerzeug, das in der Bordtasche bereit gelegen hatte, während des Fluges aber irgendwohin gekollert war. Endlich fand er es wieder; es erwies sich später sehr nützlich.

Schon sah er die Befestigungsanlagen der eigenen Vorstellung das Gelände durchfurchen. In der Höhe von 50 Metern schlüpfen sie noch hinüber,

als ihnen der Atem ausging. Im letzten Augenblick hatte der Pilot eine mäßige Bodenwelle übersehen oder unterschätzt, schwirrte dagegen an und setzte schräg auf. Das Fahrgestell war wegrastert, sie saßen fest auf der Erde mit gebrochenem Holm des rechten Flügels.

Jetzt erkannten sie ihre Lage: die eigene Vorstellung war bereits von den Russen genommen. Diese schickten sich an, gegen das Flugzeug vorzugehen. Ein eigenes Geschütz hatte es anscheinend gleichfalls wahrgenommen und feuerte drauf los. Wollte es die Feinde in Schach halten oder das Beutestück zerstören, bevor es erobert würde; das war nicht zu unterscheiden. Die Russen suchten Deckung, sprangen wieder in die Gräben zurück und gaben aus ihren Maschinengewehren lebhaft Serien ab.

Auch der Beobachter hatte rasch im eigenen Artilleriefeuer sein Maschinengewehr losgeschnallt und stand schußbereit, während von zwei Seiten Geschosse gegen ihn heranschirrten, feindliche und „freundliche“, die in ihrer Wirkung aber kaum einen Unterschied erwarten ließen.

Der verwundete Pilot, der nicht heraussteigen konnte, schrie:

„Meine Füße sind hin!“

Endlich kamen auch vom österreichischen Graben her vereinzelte Schüsse. Gott sei Dank! da sind noch Eigene!

Rasch zu ihnen hinüber!

Mit einer Drehung löste der Leutnant das „Griffstück“, das er umfaßt hielt, warf die Spezialkonstruktion zur Feuerbeschleunigung aus dem Gewehr und gab dem kostbaren Objektiv der Kamera einen herzlosen Tritt mit dem Absatz, daß es zersplitterte. Im Bogen flog der photographische Apparat über die Bordwand und kollerte über den Hügel hinab in die Büsche, wo er nicht mehr gefunden wurde. Das war die Arbeit weniger Sekunden. Schon nahm er den Stutzen über und half dem blutenden Piloten aus der Kiste, schleppte ihn ein paar Schritte abseits und gab ihm ein Verbandpäckchen. Dann sprang er eilig wieder zur Maschine, trankte einen Bauschen Berg mit Benzin, zündete es an und warf es in den hölzernen Rumpf des toten Vogels. Jetzt war es von Bedeutung, das Feuerzeug so rasch zur Hand zu haben.

Der Offizier machte Zeichen gegen den zweiten Graben, um Hilfe zu erhalten, den Verwundeten wegzuschaffen, und schrie und lief ein Stück weiter. Aber Lederhose und Pelzrock waren allzuschwer und erschöpften ihn derart, daß eine russische Patrouille zuvorkommen konnte und ihm den Weg zu den Seinen abschnitt. Damit war sein Schicksal besiegelt. Der schnellste Bewegungssport, der im flüchtigen Medium der Luft ungeahnte Geschwindigkeiten erreicht, erfordert zu seiner Ausübung ein Kleid, das ungeschlacht und plump wie kein anderes, seinen Träger in jeder Bewegung behindert.

Der Flieger wurde gefangen!

An den dunklen Stahlhelmen und den schwarzen Achselklappen mit dem weißen Aufdruck und den schwarzen Abzeichen am Oberarm mit dem weißen Kreuz erkannte er Soldaten der Sturmtruppe. Nach dem guten Zustand ihrer Monturen waren sie anscheinend erst kürzlich eingesetzt worden.

Ein Unteroffizier hatte vergeblich nach der photographischen Kamera ge-

sucht, weshalb der Gefangene wieder zum brennenden Flugzeug zurückgeführt wurde. Er wies auf die Wechselkassetten und zeigte das Repetieren vor. Das machte den Leuten viel Spaß. Sie wiederholten der Reihe nach die Handgriffe und zerstörten dabei die Platten, ohne es zu bemerken. Indessen gelang es noch die halbvolle Benzinkanne ins Feuer zu stoßen, daß es doppelt hell aufflammte. Allerdings erlitt der Leutnant dafür einen Kolbenhieb über Stirn und Augen, taumelte und stürzte nieder. Doch er mußte sich bald wieder erholen, da man ihn weiter schleppte bis zum nächsten Offizier. Wie er später erfuhr, wurde der Pilot erst nach einer Weile zurückgebracht, als das Flugzeug völlig verbrannt war.

Der Gefangene erhielt jetzt den ersten Verband, wurde dafür aber all seiner Habseligkeiten beraubt: der Briestasche mit 300 Kronen, der silbernen Armbanduhr und der Zigarettendose, des goldenen Siegelringes, der Handschuhe mit Pelz und Schal.

Zwei Mann sollten ihn zum Divisionskommando weitergeleiten. Es meldete sich aber sofort eine ganze Schar Freiwilliger. Alle wollten auf diese Art aus dem Feuerbereich nach rückwärts gelangen. So wurden schließlich sechs Mann unter Kommando eines Unteroffiziers zu seiner Bedeckung ausgewählt.

Die Leute der Eskorte wußten offenbar in dem Gewirre von Stellungengräben, Fußspaden und Nebenwegen nur mangelhaft Bescheid, denn sie führten den Gefangenen kreuz und quer in die Irre, hielten bei jedem Bauernhaus an, um ihn wie im Triumph herumzuzeigen und taten sich mächtig auf ihn zugute. Überall erhielt er Milch und Tee, mehr als er vertragen konnte. Manch anerkennendes Wort fiel dabei über die feindlichen Flieger, über die Österreicher und die Deutschen, indes man über die eigenen abfällige Reden führte; die würden freilich nicht in Feindesland abgeschossen und gefangen werden können, da sie kaum die Nasenspitze über die Front zu stecken wagten. Die Leute, die es aussprachen, waren natürlich am wenigsten in der Lage, es beurteilen oder nachprüfen zu können; aber um so hemmungsloser nahmen sie den Mund voll.

Als es dunkel wurde, langte man beim Divisionskommando an. Die Eskorte wurde mit Tee und Zigaretten belohnt. Auch für den Gefangenen fiel etwas ab. Ein Offizier, der gerade mit mächtigen „Ribisel“-Stauden des Weges gekommen war, bot ihm einen ganzen Zweig dar, dicht mit reifen Beeren behangen ...

Daß es auch bei uns nicht allgemein bekannt ist, daß die Flugzeuge der Zentralmächte die gleichen Hoheitsabzeichen tragen, rührt daher, daß wir zu Anfang des Krieges unseren überaus dürftigen Bestand an Flugzeugen aus deutschen Fabriken ergänzten und die deutschen Abzeichen in der Folge auch auf die eigenen Erzeugungen gemalt wurden. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn die Russen zuerst deutsche Flieger vor sich zu haben meinten, sobald sie auf Rumpf und Tragflächen die schwarzen eisernen Kreuze erkannt hatten, und es erregte lebhaftes Erstaunen, als endlich eine österreichische Uniform aus der Lederhülle zum Vorschein kam.

Fast schien in der Behandlung eine Wendung zum Besseren einzutreten. Man wollte offenbar nicht allzu große Feindseligkeit an den Tag legen, man rechnete fast bestimmt damit, einen Tschechen oder Polen vor sich zu haben. Das war erfahrungsgemäß der Großteil der österreichischen Gefangenen. Und so wurde die Überraschung um so stärker, als man daran ging, die Nationalität des österreichischen Offiziers festzustellen.

Ein deutschsprechender Rittmeister des russischen Generalstabes sollte die Aussagen in deutscher Sprache aufzeichnen. Als der Flieger sah, wie die Schrift Schwierigkeiten zu bereiten schien, unterzog er sich der Mühe und füllte selbst das vorgedruckte Protokollformular aus: mit Unterabteilung, Charge, Alter und Namen...

Er war zwar ein gebürtiger Wiener, aber sein Name klang unverkennbar italienisch. Dementsprechend lockte es ihn, auch seinen Vornamen Heinrich in der italienischen Form „Enrico“ hinzuschreiben, um so mehr, als ihm die Abkürzung „Rico“ von zu Hause aus heimisch im Ohr klang.

Man nahm es zur Kenntnis und nickte ihm wohlwollend zu.

Da kam aber schon die nächste Rubrik für die Nationalität.

Er schrieb „deutsch“.

Der Protokollführer staunte, übersetzte es den anderen Herren der Kommission. Sie wechselten ein paar kurze Reden. Er verstand nur soviel:

Das gibt es nicht... ein „Njemeg“... ein „Austra“... ist unmöglich, das kann nur ein verkleideter „Germansky“ sein.

Es war noch eine Fülle von Fragen vorgesehen über Organisation, Gliederung, Standesverhältnisse, Verpflegung der Truppen, Ausrüstung u. dgl.

Er verweigerte weitere Auskünfte. Sie wurden dringlicher. Da sagte er zu dem deutschsprechenden Offizier, er möge sich in seine Lage hineinendenken, er selbst glaube von ihm und den anderen Herren der Kommission, daß sie an seiner Stelle auch nicht mehr über die eigene Armee aussagen würden.

Das wirkte.

Sie stukten, gaben sich aber zufrieden. Der Deutschsprechende reichte sogar dem Gefangenen die Hand und lud ihn zum Abendessen ein, obwohl eigens für ihn nachserviert werden mußte, denn es war schon spät.

Da kein Alkohol gereicht wurde, schien die Gefahr ausgeschaltet, in angeheiterte Stimmung zu geraten und dabei vielleicht mehr zu sagen, als man im nüchternen Zustande für angemessen gefunden hätte. Worauf ja sonst derartige Einladungen hinzielen.

Nach dem Essen erhielt der Flieger einen frischen Verband und wurde mit einem jüdischen Kutscher nach Uzin ins Spital gefahren.

Wenn es „Spital“ genannt werden konnte!

Von dem Gebäude standen nur mehr die Grundmauern mit etlichen Zwischenwänden.

Die österreichischen Verwundeten lagen darin auf spärlichem Stroh ohne Polster oder sonstige Unterlage, der Mäntel und Decken beraubt.

Der Kommandant, ein Fähnrich, war nicht mehr zu wecken gewesen. Es ging auf 2 Uhr nachts.

Alle Aufmerksamkeit wandte sich dem neuen Ankömmling zu. Auch der Posten nahm in seiner Weise daran teil, indem er vor allem daran ging, die Taschen seines Gefangenen aufs genaueste zu untersuchen. Da er nichts mehr finden konnte und in seinem Ärger immer gründlicher und zudringlicher wurde, riß dem Leutnant die Geduld, daß er ihn wegstieß und anschrte.

Der Wächter grinste beim Schein der trüben Laterne und zeigte seinem Opfer umständlich vor, wie er sein Gewehr lud. Dann setzte er es ihm auf die Brust und spielte mit dem Zügel, als wollte er jeden Augenblick abdrücken. Dem Leutnant brannte der Kopf, die Stirnwunde hämmerte, er schaute nur ganz apathisch zu, er war zu erschöpft, sich besonders zu erregen, er wünschte nur, der Peiniger möchte endlich losschießen und der Quälerei ein Ende machen! Der schien aber von der geringen Wirkung nicht recht befriedigt, er hatte in ähnlichen Fällen schon ganz andere Szenen erlebt; so setzte er gelangweilt ab, indem er sich die gelegentliche Wiederholung für ein anderes Mal vorbehielt.

Der nächste Posten begann seinen Dienst gleichfalls damit, aufs gewissenhafteste nachzusehen, ob nicht sein Vorgänger etwas vergessen hätte. Das wiederholte sich bei jeder Ablösung, bis der Morgen anbrach. Zulezt hatte der Leutnant seine Empfindlichkeit soweit abgestreift, daß es ihn fast belustigte, wenn sie so eifrig Nachschau hielten und doch nichts mehr finden konnten, und immer wieder ein neuer kam und mit den größten Erwartungen vom neuen hineinfiel . . .

Die Nachricht von der Gefangennahme des Fliegers hatte sich herumgesprochen, und so erschienen am Morgen zwei Offiziere der russischen Ballonkompagnie, die in der Nähe ihren Standort hatten, augenblicklich aber ohne Ballon waren, da er am Vortag durch einen österreichischen Flieger erfolgreich mit Bomben belegt worden war. Man hielt den Gefangenen für den Übeltäter, grollte ihm einerseits, anderseits aber war man gar nicht so sehr ungehalten über die dienstfreien Tage, die sich bis zum Eintreffen eines neuen Ballons ergeben würden.

Es war bekannt, daß Engländer, Franzosen und Italiener im Luftkampf fallweise oder auch ständig Phosphorpatronen und Brandmunition verwenden. Daher wollten die Russen Aufklärung erhalten, ob auch die Österreicher für Ballonangriffe Spezialmunition mitführen.

„Wir machen das so,“ sagte der Flieger: „zuerst trachten wir mit dem Maschinengewehr ein paar Löcher in den Ballon zu schießen und bringen darauf das ausströmende Gas mit einer Leuchtpatrone zur Explosion.“

Ganz zufrieden waren die Ballonisten allerdings nicht mit dieser Erklärung, aber die ärztliche Visite machte den weiteren Diskussionen ein Ende.

Um 9 Uhr vormittags marschierte der Gefangene mit anderen Leichtverwundeten, die ein deutschsprechender Arzt ausgewählt hatte, nach Thysmienicany in das Feldspital, das in mobilen Lazarettzelten untergebracht war. Nach vier Stunden langte er an und traf dort noch andere gefangene Offiziere, darunter auch einen Major von J. R. 65. Ein Staffelführer brachte den Transport in das ehemalige k. u. k. Epidemiespital nach Oleszow.

Dort erfolgte die Einwaggonierung.

45 Mann, verwundete Offiziere und Soldaten wurden in einen Viehwagen gestopft, darunter solche mit schweren Bauchschüssen, die deshalb liegen mußten und viel Platz wegnahmen.

Vor der Abfahrt kam noch ein russischer Flieger, der sich nach dem Befinden des Österreicher erkundigte. Als dieser erklärte, daß er ausgeplündert worden sei, schien jener beschämt und versicherte, daß sein Kommandant, der Rittmeister Kosakoff, nach dem Abschluß seines letzten Gegners, des ersten, selbst in tatkräftigster Weise dafür gesorgt habe, daß der Besiegte vor Plünderung verschont bleibe, und ihm gute Behandlung zuteil werde.

Darauf äußerte er Besorgnis über das Schicksal seines Freundes, der am Vortag mit einem Sikorski-Flugzeug nicht mehr zurückgekommen sei, und fragte, ob der Österreicher nicht näheren Bescheid geben könne.

Der mußte verneinen.

So einigte man sich dahin: Der Österreicher schrieb auf einen Zettel den Bericht seiner Gefangennahme, gerichtet an das österreichische Armeekommando. Der russische Flieger sollte das Schriftstück mitnehmen und hinter den Stellungen abwerfen, zugleich aber auch das Ersuchen damit verbinden, man möge ihm auf demselben Wege dieser „Luftpost“ über den Verbleib der Sikorski-Maschine und ihrer Besatzung Antwort zukommen lassen.

So geschah es.

Der Zug gab das Abfahrtsignal.

Wo würde die Reise hinführen?

Nach Sibirien!...

Feuilleton.

Antike Kriegsfürsorge.

Von Dr. J. Morr.

Einen großen Teil der staatlichen Kriegsauslagen bilden die Summen, welche die Unterstützung der Angehörigen von Eingekerkerten, der Invaliden und endlich der Hinterbliebenen beansprucht. Ist es doch nur billig, daß für jene, die der Allgemeinheit Gut und Blut geopfert haben, auch durch die Allgemeinheit gesorgt wird. Aber während heutzutage hier und da sogar eher von einem Selbsttätigkeit und Fleiß lähmenden, also demoralisierenden Zuviel an staatlicher Fürsorge gesprochen werden könnte, stand es damit zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch recht schlimm. Denn die Öffentlichkeit erkannte ihre Pflicht erst, als nicht mehr Fremde, Söldner ihre Haut zu Markte trugen, sondern die Söhne des eigenen Volkes die Heere bildeten. Die Anfänge der allgemeinen Wehrpflicht fallen aber erst in die Zeit der Befreiungskriege.

Nur allmählich, mit der Verwirklichung der Idee der Gleichsetzung von Bürger und Krieger entwickelte sich die Fürsorge für die Familien Eingekerkerten und Gefallener und für Kriegsbeseidigte.

Solange das Wehrsystem bestand, wer kümmerte sich da um die armen Krüppel? Selbst Offiziere führten ein armseliges Dasein. Man denke nur an Lessings Major von Tellheim. Nun erst die Soldaten! Hatten sie ihre Schuldigkeit getan, die zumeist der Hausmacht des Herrschers allein galt, so konnten sie gehen. Nur die Beute entschädigte sie für den Einsatz ihrer geraden Glieder und des Lebens. Familienbande fesselten sie selten. So vagierte der Landsknecht als Fortunens Kind herum, bis ihn des Feindes Kugel oder der Arm des Henkers erreichte.

Die jungen Germanenreiche aber, die wir nach dem Verheben der Völkerverwanderung entstehen sehen, waren noch zu wenig organisiert und durch das Lehnswesen zudem an einer unmittelbaren und einheitlichen

Staatsfürsorge für Kriegsbeschädigte und etwaige Hinterbliebene gehindert. Wir müssen bis ins griechische Altertum zurückgehen, um etwas dem heutigen Zustande Ähnliches zu finden.

Nach dem ersten Jahre des peloponnesischen Krieges veranstalteten die Athener nach der Väter Brauch eine Feier zu Ehren der ersten Todesopfer jenes langwierigen Kampfes, wobei Perikles die Grabrede hielt. Wenn auch Thukydides anstatt der viel drastischeren, sinnlicheren, die jener tatsächlich gehalten hat, eine frei komponierte Rede bietet, so ist doch an der Tatsächlichkeit dessen, was der Schluß der Rede bringt, nicht zu zweifeln: „... ihre Kinder aber wird von nun an bis zur Volljährigkeit die Stadt auf ihre Kosten erhalten.“ Thukydides' Rede wurde das Vorbild der offiziellen Grabreden, über die sich Plato im *Menegenos* lustig macht. „Und ich bitte euch an Stelle der Gefallenen“, heißt es da in der Aspasia in den Mund gelegten Parodie, „und zwar die Jungen, ihre Väter zum Vorbild zu nehmen, die Alten aber, ihretwegen getrost zu sein, weil wir euch in eurem Alter jeder einzeln wie der ganze Staat versorgen werden, wo immer ein jeder von uns irgend einen der Eltern jener treffen wird. Was aber die staatliche Fürsorge anlangt, so wißt ihr wohl selbst, daß durch die Gesetzgebung für Kinder und Eltern der im Kriege Gefallenen geforgt wird und daß mehr noch als alle anderen Bürger eine sehr hohe Behörde“ — nämlich der erste Archon, nach dem auch das Jahr bezeichnet wurde — „darüber zu wachen beauftragt ist, daß den Vätern und Müttern dieser Gefallenen kein Unrecht geschieht. Ihre Kinder aber zieht der Staat selbst auf, indem er sich bestrebt, daß ihnen ihre Verwaistheit möglichst wenig zum Bewußtsein komme, und Vaterstelle an ihnen vertritt, solange sie noch Kinder sind. Und treten sie ins Mannesalter, so entläßt er sie, geschmückt mit der Hoplitenrüstung, zu ihrem Berufe, indem er ihnen das Gewerbe des Vaters zeigt und in Erinnerung ruft und ihnen auch Werkzeuge zur Nachahmung der väterlichen Tüchtigkeit gibt.“ Nach der Schlacht bei Chaïroneia bestimmte das Volk den Demosthenes zum Trauerredner für die Gefallenen, wie sehr auch Alkimos dagegen wetterte und den verhassten Gegner sogar als schuldtragend an der Verwaistheit der Kriegerkinder, als fahnenflüchtig hinstellte. Die in der Überlieferung Demosthenes zugeschriebene Grabrede ist zwar bestimmt unecht, dennoch

läßt sich an der Richtigkeit der Worte im Schlußteil nicht zweifeln: „An Stelle des kurzen Lebens, das sie geopfert, ist der Ruhm, den sie für lange Zeit, besser gesagt: für die ganze Folgezeit hinterlassen, unverwelklich, in dessen Glanze ihre Kinder als Erben eines geachteten Namens werden“ — vom Staate — „aufgezogen werden ebenso wie ihre Eltern allgemein geehrt (vom Staat) ihr Altenteil bekommen werden.“ Und Isokrates, der den Imperialismus Athens entschieden verurteilt, führt ein interessantes Detail der staatlichen Waisenfürsorge an: „So genau fanden eure Vorfahren, wodurch Menschen am meisten dem Hasse anheimfallen könnten, daß sie beschloßen, den Überschuß der Staatseinnahmen, nach Talenten abgeteilt, an den Festen des Dionysos ins Theater zu bringen, wenn es voll besucht sei; und dies taten sie und führten die Kinder der im Krieg Gefallenen dazu hinein, indem sie so den Bundesgenossen die Ehrungen zeigten, die ihrem Besitze von dazu Bezahlten erwiesen wurden, den anderen Griechen aber die große Zahl der Waisen und die durch diese Habgier hervorgerufenen Heimjuchungen der Völker.“ Er meint damit die Kriege als Folgen der athienischen Ausbreitungs- und Bereicherungssucht.

Von dem Verfassungstheoretiker Hippodamos aus Milet (etwa 450) berichtet Aristoteles, er habe ein Gesetz vorgeschlagen, es solle die Erziehung der Kinder der im Kriege Gebliebenen dem Staate obliegen, „als ob dies noch nicht bei anderen Staaten Gesetz wäre. In Wirklichkeit aber besteht sowohl in Athen wie in anderen Staaten jetzt bereits dieses Gesetz.“ Weit über die Perserkriege, bis ins sechste Jahrhundert scheint die betreffende Gesetzesbestimmung zurückzugehen, wenn ernste Forscher, wie Herakleides der Pontiker, darüber debattierten, ob Peisistratos oder Solon zuerst das Gesetz durchbrachte, daß die Kriegsbeschädigten — und wohl auch ihre und der Gefallenen Kinder — vom Staate erhalten werden sollten. So berichtet wenigstens Plutarch.

Diese Fürsorge blieb, solange es Bürgerheere gab. Mit dem Söldnerwesen traten ähnliche Zustände ein wie im Mittelalter. Rom aber verhielt sich den Kriegsofern gegenüber gleichgültig, bis die stehenden Heere gemieteter Berufsoldaten den Ausweg der Versorgung Invaliden und Ausgedienter durch Landanweisungen erheischten. Auch diese Idee, die man heutzutage wieder aufgreift, ist also nicht neu. Ob man sie so großzügig verwirklichen wird wie Rom?

Rundschau.

Neue Erzählungen.

II*.

Eine schwedische Dichterin, Barbara Ring, hat in ihrem wunderlichen Roman „Die Jungfrau“** die gesuchte Brücke zwischen Realistik und Phantastik nicht festzuschlagen verstanden, so daß ein starker Zwiespalt klappt. Unglücklich ist jedenfalls die Typisierung der Hauptfigur der jungen Gylcke, deren Leben und Lieben nicht das Schicksal der Jungfrau überhaupt, sondern nur einen Spezialfall bedeutet. Als Sprößling einer rätselhaften Mutter auf dem reichen Gute ihres wüsten Vaters aufgezogen, hat sie ein myistischer Reiter, der auf weißem Pferde gezogen kam, in die Arme geschlossen, sie träumt von ihm, der nicht nur ihr, sondern auch dem Leser in seiner Symbolisierung des Todes dunkel bleibt, bis sie sich für einen jungen frischen Burtschen erwärmt, den ihr eine begehrens-werte Witwe wegschnappt. So läßt sie sich, gegen den Rat ihrer treuen, hegenhaften Pflegerin, von dem Zechkumpen ihres Vaters heimführen, dem Blute ihres Geschlechtes folgend, das großen, ungeteilten Besitz verlangt. Aber das Blut ihrer Mutter, die das Pferd wieder als mahnenden Boten sendet, fordert Liebe, sie findet sie im Ehebruch mit dem Geliebten, sie erkämpft sich ihr Recht am Leben und siegt über den Konflikt zwischen dem, was der Mensch in ihr fordert und die Zucht der Geschlechter von ihr verlangt. Schließlich löst sich ihr zergrübeltes Fühlen und tastendes Nichtverstehen durch das Kind, das sie erwartet, sie geht nicht den Weg ihrer Mutter, der ins Wasser führte, sondern lebt weiter um des neuen Sprößlings des alten Hauses willen. Eine Unmasse gespenstischer und myistischer Motive, von abergläubigen Traditionen, geheimnisvollen, raunenden Sentenzen wird da eingemischt, Blut und Geschlecht wird überflüssige Bedeutsamkeit beigelegt, das weiße Pferd erscheint fast totgehegt. Aber höchst eigenartig wirkt der balladenmäßige Vortrag, etwas von Krimhild und Brunhild klingt durch die Rivalität der beiden Frauen, kunstvoll ist die Ausmalung unheimlicher Stimmungen; die psychologische Durchführung der weiblichen Hauptfigur mühte noch weit mehr Anerkennung finden, wenn sie weniger anspruchsvoll wäre. Es

wird aber alles zu wichtig und tief genommen.

In verwaschenster Ritterromantik schwelgt der phrasenstrogende Roman „Feindliche Brüder“*, angeblich von Maria von Rumanien vor Ausbruch des Weltkrieges verfaßt und von Carmen Sylva deutsch bearbeitet. Ich sage angeblich; denn ich glaube davon kein Wort, ebenso wenig wie ich in dieser affektierten Verherrlichung eines sonnenhaften Helden, eines Ausbunds von Ritterlichkeit und Keuschheit und in seinen Abenteuern eine Prophezeiung des deutschen Sieges erblicken kann, wie der Zettel der Verlagsanstalt ausposaunt.

Im größten Gegensatz zum Hochfluge dieser Werke stehen liebevolle Schilderungen des Alltags und der Schicksale einfacher, tätiger Menschen. So sucht Rudolf Heubner mit dem ersten Teile eines zweibändig angelegten Romans „Jakob Siemering und Kompanie“** das Volk bei seiner Arbeit. Ein braver Fabrikant alten Stils und ein waghalsiger, schwindelköpfiger Unternehmer im Geiste des modernen Kapitalismus stehen sich in Siemering und Ruland gegenüber, der Kampf, der sich zunächst zugunsten des rücksichtslosen Verfechters neuzeitlicher Ideen zu entscheiden scheint, endet schließlich mit dem Siege alter Vieberkeit und gesunder Kraft. Diese Kontraste sind gut geschaut und wirksam durchgeführt, der eigentliche Roman mit seinen recht schattenhaften Frauengestalten und schablonenhaften Liebesgeschichten ist etwas schwach in Erfindung und Ausführung.

Eine wirklich vielversprechende und herz erfreuende Begabung tritt uns in Marg Möller entgegen, von dem gleich zwei Werke „Longinus Meyer“ und „Die Garten-sonate“*** vorliegen. Bezeichnend ist ein Schlagwort, das durch beide Bücher geht: Spiel nicht Theater! Damit wird jede Pose und Verfügenheit, jede Abfälligkeit und jede Unwahrheit in ihren kleinsten Regungen niedergehalten. So flüchtet der Dichter in die Idylle der Kleinstadt, zu schlichten Menschen, die Heiterkeit und Sonnenschein umstrahlt. Da zieht der alte Longinus Meyer den Sprossen einer Vagantin, den kleinen Heini, neben seinem Enkelkind, das seinen Namen trägt, auf, unter dem Zeichen des landläufigen schönen alten Spruchs, den er freilich in eigenem Geiste umgändert hat: „Ich komme,

* Vgl. „Sterr. Rundschau“, Bd. LV, Heft 5, vom 1. Juni 1918.

** München, Albert Langen.

* Berlin, L. Dehmgke.

** Leipzig, L. Staackmann.

*** Leipzig, L. Staackmann.

ich weiß woher; ich gehe, ich weiß wohin; ich weiß, warum ich frühlich bin.“ Die unselige komödiantische Natur treibt das Adopktivkind, kaum flügge geworden, aus dem Hause, das ihm nie zur Heimat wurde, der kleine Longinus wird, gestählt durch jugendliche Enttäuschungen, zum großen Maler, in Berlin stößt er auf seinen Jugendgefährten, der nach allen möglichen abenteuerlichen Schicksalen, in denen er sich ebenso gewandt wie unbedenklich erwiesen, einen schwindelhaften Verlag und Kunsthandel gegründet, und den alten Gespielen, der ihn nicht wieder erkennt, managet und in die Mode bringt, wenn auch der naive treuherzige Junge seinen Ingenieurversuchen den stärksten Widerstand entgegensetzt. Angeekelt durch dies Treiben flüchtet Longinus heim, dort erfährt er, mit wem er es in seinem Protektor, der sich Harry nennt und von gräßlicher Abkunft flunkert, zu tun hat, er bleibt bei den Seinen, fern von der Großstadt, „wo das Leben vorbeistimmt wie ein zu schnell abgekurbelter Film“, und versenkt sich in die künstlerische Wiedergabe der Heimatskirche, die mit geheimnisvoller Stimme zu ihm redet und ihm den alten Spruch Großvaters deutet; Harry aber, auf dem Gipfel seines Übermuts als Rittergutsbesitzer, gerät durch seine Spekulation, den alten Altar, der durch Meyers Bild eine Weltberühmtheit geworden, zu verkaufen, in eine kritische Situation, der er sich durch Selbstmord entzieht, während Longinus einen glücklichen Bund mit einer lieben Jugendgespielin schließt. Gewiß, die gerechte Vergeltung für Gut und Böse, die Verteilung von Licht und Schatten, der so ganz auf das Sündenbabel der Großstadt fällt, ist ein bißchen kindlich, die Darstellung manchmal sprunghaft und unausgeglichen, aber der ganze Ton ist so lieb und traulich, daß kein Einwand das Behagen stört. Und daß dieses Talent bildungsfähig ist, beweisen sofort die großen Fortschritte der „Gartenfonate“. Die Hauptfigur ist auch hier ein junger Künstler, der Musiker Hans Ruffow, der aus der großen Welt wieder heimfindet nach der mecklenburgschen Kleinstadt, zu Müttern und alten Mitbürgern, unter denen der Onkel Schlichting, gesunder Lebensweisheit voll, ein lebenswürdiges Original unter manchen sonderbaren Räuzen, wie der trunkfrohe prahlende Bruder seines verstorbenen Vaters, oder der windige Kellnerjunge und der einsame Denker Dr. Weber hervortreten aus dem Gewühle des Spießbürgertums mit seinen lächerlichen Festen und lärmenden Tafelrunden. Schlichting wie Weber sind echte Künstlernaturen; der eine hat seine Ge-

mälde den Augen der Welt verschlossen, der andere denkt kaum mehr seiner einstigen dramatischen Erfolge, sie predigen dem aufstrebenden Komponisten entgegengesetzte Lehren, indem Schlichting kein Ereignis für plötzlich, sondern für notwendig erklärt, während Weber gerade in wohlgenügter Überraschung den Ruhm und Erfolg sieht. Und der Krieg bringt ungeahnte Ereignisse: der Tunichtgut Adolf, Hansens Bruder, wird rasch Leutnant und begeisterter Soldat, auch Hans selbst muß als Schipper heraus aus seinem Schaffen der „Gartenfonate“, die den Inhalt seiner Heimat wiedergeben soll, der Kellnerjunge ist ein forscher Offizier geworden, auch Onkel Schlichting zieht ins Feld, in Warschau finden sie sich zusammen, das äußerst anschaulich in seinem theatra- lischen aufgepukten Wesen geschildert wird, wobei auch manches scharfe Licht auf die Vertreter des deutschen Militarismus fällt. Vom lauten Lärm der Menge scheidet die Innerlichkeit unserer Freunde wohl ab. Schlichtings künstlerische Größe kommt zur Geltung, der arme Hans verliert durch einen Schuß sein Augenlicht, er ergibt sich in sein Schicksal, da das von ihm heißgeliebte Mädchen ihm zur Seite tritt. Die Komposition ist auch diesmal nicht einwandfrei, da die beiden Teile etwas künstlich sich zusammenfinden. Wie im ersten Romane macht sich eine starke Neigung zu literarischen und zeitgemäßen Anspielungen breit, aber die Auffassung ist wesentlich vertieft, ohne daß die gesunde kräftige Natur des Dichters dabei Schaden genommen hätte. Er wird in Zukunft noch Besseres geben.

Die Späße der Kleinstädter und Spießbürger nimmt uns auf in Alice Berends „Die von Kittelsrode“. Auch die Dichterin selbst ist völlig in ihnen aufgegangen, sie erhebt sich nicht über die Philisterei und den Klatsch, der die geistige Umwelt des Dorfchens, das sich zum Kurorte herauswächst, bildet. Läßt man sich aber in die engen Schranken, die sie sich gezogen, einschließen, so wird's einem ganz behaglich bei dem gefunden, breitspurigen Humor, in dessen kernigen Sentenzen und ruhiger Gegenständlichkeit etwas von Hebels „Schachkästlein“ klingt. In der Handlung selbst ist der erste Teil, der das Wiedererwachen der Liebe zwischen dem Ehepaar Hornschuh, sowie den frühen Tod der Frau schildert, dem ein kleiner Michel als unerwarteter Spätling sein Dasein verdankt, der beste. Über Jugendstreiche und Liebeleien hin wird Michel zum Jüngling, er zieht ins Feld, nicht ohne ein Bräutchen zurückzulassen, das ärmste Dirn-

lein vom Dorfe, von dem der reiche Müller, dessen Stolz sein Jüngster ist, nichts wissen will. Natürlich ist das Mädel kreuzbrav, natürlich nimmt auch der Vater seinen Fluch zurück, wie der Sohn mit Verlust eines Armes heimkehrt, ja er wird selber zum Freier, weil der zartfühlende Kranke die Geliebte nicht an einen Krüppel binden will. Eine Reihe guter Figuren vom Stammtisch und aus der Gemeindeverwaltung, von Sommerfrischlern und den durch deren Bedürfnisse sich bereichernden kleinen Geschäftsleuten machen das Bild bunt und bewegt, der Vortrag ist durchaus liebenswürdig und anspruchslos, jedenfalls ganz gefällige Unterhaltungslektüre.

Eine mit packendem Realismus im Detail ausgeführte Bauerngeschichte liefert Hans Raithels: „Männertreu“*, etwas unoriginell in Figuren und Handlung, die ein Liebespaar durch den tyrannischen Großvater auseinander bringt, aber nach verschiedenen Wirrungen und Listern glücklich wieder vereint. Doch die Gestalten selbst sind echt und lebendig, Szenen, wie das Feilschen um einen Ochsen, die Prügelei der Rivalinnen, das Treiben beim Kirchweihfest werden mit kräftigem Griff gepackt und wiedergegeben, befremdend wirkt nur das Zaubermittel, mit dem Annamaretten untreuen Liebsten sich zurückholen will.

Der Kriegslärm zieht, wie sich zeigt, selbst in die stillsten und fernsten Täler. Als ganz unnützer Ausruf bricht er über eine Liebesgeschichte von Korffs Holm: „Herz ist Trumpf“** herein, die glücklicherweise weit besser ist als ihr geschmackloser Titel. Der Anfang bringt freilich das traditionelle Künstlertreiben von München-Schwabing und in dem Maler Anton Gwinner den fattsam bekannten urkräftigen lust- und lebensfrohen jungen Maler, der zu verbummeln droht. Aber es entwickelt sich eine feine, nur viel zu wortreiche und detaillierte Darstellung seines Lebens und Schaffens, bedingt durch zwei Frauen: die eine hat ihn, fast gegen seinen Willen, festgehalten und in eine solid bürgerliche Ehe gestellt, ihn mit weiblicher Geschicklichkeit, ohne daß sein naives Gemüt es merkt, zur Regelmäßigkeit im Genießen wie im Schaffen erziehend, so daß ein wirklicher großer Künstler aus ihm wird. Nach langen Jahren aber tritt in den Ferien, die das Paar mit Freunden auf einer außerordentlich lebendig geschilderten Nordlandsinsel verlebt, eine andere Frau ihm entgegen, die ihm als geistige Partnerin erscheint, was seine Frau nie gewesen. Eine

Krankheit des Kindes ruft Frau Trautchen nach Hause, da gerät er ganz in die Rege der berechnend geistreichen Anastasia, die bald selbst Feuer fängt, sie finden sich in liebender Umarmung; gerade wie die Nachricht vom Tode seines Knaben eintrifft, geht ein Brief an die Gattin mit der flehenden Bitte um Freigabe ab. Gebrochen kehrt er ins Trauerhaus heim, wo ihm die Frau in sittlicher Größe entgegentritt, um eine ergreifende Abrechnung mit dem Manne, der wohl stark mit den Armen, aber schwach mit dem Herzen war, zu halten, bei der sie sich selbst die Schuld an einer unglückseligen Ehe gibt, die sie aus Berechnung eingegangen. Leicht gelingt es der anderen sich seiner zu bemächtigen, sie macht aus ihm eine repräsentative Figur, hilft ihm zu Titeln und Reichthümern, seine Bilder werden gesuchte Handelsartikel, aber der Rönner ist zum Handwerker geworden, der bald über die Achsel angesehen wird, er ist Diener der Menge, die sich zu verlaufen droht, er ist verbraucht und wie die ersten Schüsse im Weltkrieg fallen, versagt sein müdes, leeres und kaltes Herz. Ein Hauptreiz des Buches liegt in seinem glänzenden Dialoge, dramatisch wirken Szenen, wie die des liebenden Paares auf sturmumsauster Insel, scharf satirischer Humor lebt in der Figur eines Dichterlings und seiner Frau, so daß das Werk trotz seiner Weitschweifigkeit durchwegs fesselt.

Völlig unbegründeter Schlusseffekt ist der Weltkrieg in Heinrich Manns „Die Armen“*. Das Werk hat schon so zahlreiche Erörterungen gefunden, in denen die anfänglichen Lobeshymnen bald von scharfen Angriffen verdrängt wurden, daß sich nähere Inhaltsangabe hier wohl erübrigt. Ich halte den Versuch, in Zolas Art einen sozialen Roman großen Stils zu schaffen, für völlig mißlungen: drei Reiche will Mann vorführen, das des Kapitalismus im Fabrikanten Hefling, das des Bildungsmittelstandes in Professor Klinikum und das des Proletariats, aus dem der junge Arbeiter Balrich emporstrebt. Die beiden ersten sind Karikaturen, fragenhaft, das letztere ohne wirkliche Beobachtung rein theorisierend erfaßt und die Handlung, in der der Held sich durch Lateinlernen des ihm angeblich zugehörigen Besitzes des Fabrikherrn rechtlich bemächtigen will, ist geradezu kindlich. Das Ganze buhlt mit Pose und Schlagwort um die Gunst des Publikums. Auch hier wirkt das Temperament des Verfassers, seine Kunst, einzelne Momente mit Blicklicht zu beleuchten; auf der Höhe seines Könnens zeigt ihn die Szene im Variété,

* München, Albert Langen.

** München, Albert Langen.

* Berlin, S. Fischer.

das den Arbeiter und seine Schwester sehr enttäuscht mit einem Stücke, das ihrem Gedankenkreis in seinen Konflikten gar nicht verständlich ist.

Einen schönen Hintergrund für lyrisch außerordentlich fein empfundene und ausgedrückte Stimmungsbilder liefert der Krieg in der Sammlung von Novellen „Stunden“ A. de Nora* am gelungensten dort, wo auf Handlung gänzlich verzichtet und nur Ausmalung von Empfindungen gegeben wird, wie in der Titelnovelle, in der an dem Krankenbette eines Träumers die Stunden des Tages personifiziert in Gestalten und Masken voll Erinnerung vorüberziehen oder in der prächtigen Schilderung eines nächtlichen Ritts.

Zwischen zwei Frauen wird der junge Krieger Heinz in Jakob Schaffners „Der Dechant von Gottesbüren“** hin- und hergezerrt. Die eine, Linde genannt, ist ein echtes Landkind, das ihrem Gefühle folgt, wenn sie sich dem unreifen, unklarer Wünsche vollen Burtschen trotz der Furcht vor ihrem eigenen Blute anschließt; die andere ist Tante Kline, eine schöngestirnte Dame aus Berlin, die mit zusammengelesener und zusammengehörter Weisheit prunkt; sie lockt die harmlose Jugend des Mannes, dem sie imponiert, sie zieht und erzieht ihn zu sich heran, ein hartnäckiger, erbitterter Kampf entsteht, in der Nacht vor seinem Fortgange ins Feld spielen sich dunkle Szenen in Art des Besuches Mignons ab, Heinz schleicht ins Zimmer des Mädchens, während die Rivalin einen recht theatralischen Selbstmordversuch macht. Und all dies spielt sich im katholischen Pfarrhause einer heftigen Kleinstadt ab, wo der Pfarrer Klemens Eckart waltet, weit mehr der Schwärmerei für die Kunstüberreste seiner alten Kirche als den Pflichten seines Amtes hingegeben. So läßt er den weiblichen Eindringling aus der Großstadt das Zepter der Hauswirtschaft an sich reißen, er achtet nicht der heißen stillen Kämpfe der beiden Frauen, er ärgert sich über die Bosheiten, die die treue alte Wirtschaftlerin Brigitte, ganz ihrer jungen Herrin ergeben, der herrisch auftretenden Fremden antut, er fühlt nur allmählich ein beunruhigendes Geheimnis um sich herum, in das er nicht zu dringen vermag. Aus dem Felde kommen Briefe des Geliebten, die Linde ihn immer weiter rücken, sie wehrt jeden Eingriff in ihr Wesen, selbst von Seite ihres priesterlichen Oheims ab. Sie gehört zu den seltsamen Menschen, die an ihren Wunden stärker werden; und auch den Abwesenden beherrscht die ältere Frau mit ihren lebhaft schmeichelnden Sendschrei-

ben. Im Pfarrer aber, der verständnisarmer Zuschauer und bewegungsloser Mittelpunkt der um ihn herum sich drehenden Vorgänge und Stimmungen ist, ruft das Gefühl seiner Ohnmacht Zweifel an seiner priesterlichen Aufgabe hervor, die durch scharfe Kritik seiner Vorgesetzten an seiner Amtsführung sich noch steigern. Linde gibt Heinz sein Wort zurück, aber ihre seelischen Leiden, ihre zagende Hoffnung, ihn wiederzugewinnen, werfen sie aufs Krankenbett, sie bricht ihr Schweigen weder gegen die sie zu Tode pflegende Tante noch gegen den Oheim und scheidet aus dem Leben in Gegenwart des zurückgekehrten Heinz, der ganz der andern angehört. Der Dechant erkennt an der Leiche, wie wenig er in seine Lebensanschauung das Wesen liebender und kämpfender Menschen und ihrer Abgründe eingestellt. Es sind gemischte Empfindungen, die diese künstlerisch gewiß bedeutsame Dichtung im Leser erweckt; er wird hingerissen durch die Vollendung sprachlicher Darstellung, durch die Feinheit seelischer Analyse, wie sie bezeichnenderweise weniger am Menschen als am Tiere zutage treten, wo die Tragödie des treuen Hundes, der überall mitspielt und ausdrucksvoll mimisch die inneren Konflikte seiner Umgebung begleitet, eines der Prachstücke deutscher Literatur überhaupt genannt werden muß. Der volkstümliche chronikhafte Vortrag gemahnt wohl manchmal an Gottfried Keller, jedoch der Verfasser stellt sich weit mehr über seine Figuren, er kritisiert sie und tut des Guten in Zerkleinerung aller seelischen Regungen wohl zu viel. Das stört selbst den Reiz, der über der Jungmädchengestalt liegt. Sehr schön kommt in dem jungen Manne das Typische des deutschen Durchschnittschlages heraus; dagegen erscheint die „Klingse“ wie sie genannt wird, mit so scharfer Abneigung, die sich auch in heftigen Exkursen gegen alles Moderne in Literatur und Kunst ergeht, gezeichnet, daß ihr Sieg über die frische Jugend schwer verständlich wird. Und der Seelenkonflikt des Priesters ist durch theologische, noch dazu teilweise ungenügende Vertrautheit mit katholischem Wesen und Ritus verratende Spitzfindigkeiten überlastet, die die wunderbare Reinheit des Vortrages, die seelische Größe, die über dem ganzen Werke ruht, beeinträchtigen, bei all den weisen Worten, die in Zeit und Krieg oft tief hineinleuchten.

Der Natur und Einfachheit dieser Werke steht sowohl in seinem gewagten Stoffe wie in dem ausgesprochenen Raffinement der Darstellung „Die letzte Flamme“ von Sophie Höchster* schroff gegenüber. Das Pro-

* Leipzig, Staackmann.

** Berlin, E. Fischer.

* Jena, Landhaus-Verlag.

blem dreht sich um das Recht der alternden Frau und Mutter auf Liebesgenuß, der ihr nicht nur von der nasenrumpfenden Welt, sondern auch von dem in seinem Gefühle verletzten Kinde verdacht wird. Es ist die Vereinsamung durch den Krieg, die die Frauen zu einem letzten Glücke in die Arme der Männer treibt. So findet sich Grevenguth, der Schriftsteller, zur Frau v. Laßberg, deren Sohn ihm als Waffengefährte teuer geworden ist, was dieser mit einer Leidenschaft erwidert, die von bedenklicher Erotik, wie sie sich noch stärker in Beziehungen zu einem andern Manne geltend macht, nicht frei ist. Mutterliebe und physische Liebe geraten öfter in Zwiespalt und das in voller Leidenschaft begonnene Verhältnis macht starke Schwankungen und Trübungen durch, zumal der Mann an eine geistesgestörte Gattin sich noch immer innerlich gebunden fühlt. Parallel gehen ähnliche Beziehungen zwischen einer anderen verwitweten Mutter eines jungen Kriegers und einem recht windigen egoistischen Künstler. Ihm gibt sie sich gerade in der Nacht hin, in der ihr Sohn gefallen. Und das erste Paar, das in ländlicher Stille ein Wiedererstehen der Liebe feiert, erfährt denselben Schicksalsschlag: der Verlust des Sohnes trennt sie für immer von dem Geliebten, der nicht von seiner ersten Frau loskommt und in die Heilanstalt eilt, wo ein schwerer Typhus ihn rasch hinrafft. Das ganze Werk, voll Geist im Dialoge, steht zu sehr unter dem Zeichen der Literatur, um vollkommen lebendig zu wirken. Es jagt nach Anspielungen und Sentenzen, und auch dem Leser kommen manche Sätze vor wie die, von denen in der Ästhetikergesellschaft gesagt wird, sie seien wie von Rebekka West oder Hedda Gabler gesprochen. Energetisch wird das Recht auf Differenzierung geltend gemacht: „Die brutale Gesundheit hat nie eine Kultur aufgebaut.“ Und daß die Verfasserin selbst ihre Einseitigkeit fühlt, zeigt ihre Polemik: „Geist bei einem Romanschriftsteller ist in Deutschland der Gegensatz von Natur, Vernunft, Unmittelbarkeit. Man mag es nicht. Es ist mühsam und lästig. Formbegriffe gibt es für das Publikum überhaupt nicht mehr.“ Jedenfalls ist hier ein interessanter Vorwurf tief erfasst und mit großer künstlerischer Sorgfalt ausgestaltet.

In den letztgenannten Werken ist der Krieg eine notwendige Voraussetzung. Einige Dichtungen sind aus ihm heraus geschaffen worden. Klara Viebigs „Töchter der Hekuba“* führen uns nicht in Schützengräben und Trommelfeuer, kein Hurraruf ertönt,

nicht ein Helldennamen wird ausgesprochen — aber herzerschütternd stehen die Frauen der Hauptstadt da, in ihren Sorgen und Klammernissen um das tägliche Brot wie um den draußen ringenden Gatten, Vater, Liebsten, die wenigstens ihre große Aufgabe über das eintönige Glend des Tages hinaushebt. Eine Frau hat dieses Buch geschaffen, im eindringlichsten Mitfühlen mit ihren Schwestern, heraus aus dem rein Menschlichen. Sie umfaßt die verschiedensten sozialen Schichten der Frauenwelt von der vornehmen Dame bis zum gemeinen Weib und der Handarbeiterin, sie setzt ein mit dem Ausbruch des Krieges und schließt mit einem hoffend-fragenden Blick auf das Morgenrot des Friedens. Nirgends ein selbsttrühmendes Wort, wohl aber manche scharfe Kritik von Land und Leuten. Nicht alle Motive, die angeschlagen werden, erscheinen auch gänzlich durchgeführt; das Ganze steht über dem Einzelschicksal, manches Glück erblüht aus den stürmischen Tagen, manches endet furchtbar rasch, die eine Frau bereut es bitter, sich dem, der sie liebt, versagt zu haben, die andere gerät aus Nervenüberspannung ins Irrenhaus. Ein Chor klagender, trauernder, geschlagener Frauen, die Hekuba gleichen, wie sie ihre Söhne hinsinken sehen auf Trojas Gefilden. Ohne Platitude und Prosa werden die Quälereien des Alltags dichterisch gestaltet, scharf tönt die Anklage gegen Leichtsinns der Frauen, Verwilderung der Kinder, Gemeinheit und Rohheit. Grau in Grau zieht sich der Horizont oft drückend schwer hin, aber das Werk hat die Sonne des Ewigkeitsgehaltes in sich.

Und wieder ist's der Krieg und seine Bedingungen, der Vertreter von vier Nationen im Schweizer Institute der Frau Lucia zusammenführt in Albert Steffens „Sibylla Mariana“*. Der Deutsche vertritt den Gedanken, der Russe das Gefühl, der Engländer den Willen, der Italiener das Chaos. Und über ihnen sucht die Frau, jeden der Männer in seiner Individualität achtend, das reine Menschentum herzustellen, sie findet es aber erst in sich, nachdem alle die Freunde zugrunde gegangen im Kriege, der ihr bei allen Schmerzen als notwendig erscheint, „damit das Höchste und das Niederste sichtbar werde“, sie ruft ihnen nach: „Sie starben für uns, leben wir für sie.“ Es ist ein Buch höchster Sittlichkeit und Weisheit, mag es auch wohl allzu abschätzlich typisieren und zu viel reflektieren. Dadurch fehlt ihm wohl das unmittelbar Hinreißende und Packende, aber es versteht zu überreden und zu belehren. Weniger der

* Berlin, E. Fleischel & Co.

* Berlin, E. Fischer.

Dichtung als der Literatur der Kriegstagebücher gehört die Anekdotensammlung Horst Schöttlers „Plaudereien in Grau und Blau“* an, recht gefällig erzählte ernste und heitere Geschichten aus dem Felde wie aus dem Hinterlande. Daß auch das Satyrspiel nicht fehle, bringt Karl Sternheim in „Postnsky“** die Figur eines egoistischen Greßers, der sich in seine Vorräte für die Dauer des ganzen Krieges zu vergraben sucht, seine widerliche Bauchkultur in epikuräische Lebensweisheit kleidend. Eine Groteske, die aber direkt ekelhaft wirkt, auch durch den selbstgefälligen Vortrag und in einem geradezu aufreizenden Deutsch geschrieben.

Eine große Rolle spielt immer wieder der psychische Entwicklungsroman. In einem französischen Drama, wenn ich nicht irre, von Mirabeau, lobt ein alter Invalide ein Mädchen, das ihr horizontales Handwerk treibt, ob ihrer Tüchtigkeit und meint, jeder Beruf, den man eifrig treibe, sei ehrenwert. An dieses Wort mußte ich bei der kleinen Novelle von Theodor Tagger: „Die Vollendung eines Herzens“*** denken. Sichtlich steht der Verfasser in der Gedrängtheit seines plastischen Ausdrucks (unter Sternheims Banne, glücklicherweise geht er aber einen weit erfreulicheren Weg. Ein poetischer Zauber liegt über der feinen Mädchengestalt in ihrem Dirnenschicksal.

Pubertäterscheinungen geht pathologisch zergliedernd Th. A. W. Schröders „Matthias Erksion, Irrwege eines Knaben“† nach. Die Strenge des Vaters verleitet den verschüchterten, träumerischen Knaben, ein falsches Zeugnis zu produzieren; da er auch bei der geliebten Mutter kein Verständnis für die Ahnungslosigkeit, mit der er lüsterne Bilder aus einem Buche nachzeichnet, findet, geht er in den Tod. Ein genau analysierter Spezialfall, mehr Wissenschaft als Kunst.

Ein Ton echter, unverfälschter Romantik klingt durch Waldemar Bonsjels „Menschenwege. Aus den Papieren eines Vagabunden“††. Ein Menschenkind, dem wohl ist, weil es seine Sache auf nichts gestellt, schildert seine Freude an der Natur, die ihm kein festes Heim und keine weibliche Zuneigung für die Dauer ersehen kann, er zeichnet seine Begegnungen auf mit tieferstehenden Schicksalsgenossen und vornehmen Leuten, er tut tiefe Blicke in soziale gesellschaftliche Strömungen wie in Herzens-

geschichten heikelster Art. Von einem Taugenichts Eichendorffs, den er wohl in seinem Einfühlen in die ganze Natur, seinem fröhlichen irdischen Vergnügen in Gott gleich, unterscheidet ihn die soziale Note, die allen seinen Erlebnissen und Äußerungen aufgedrückt ist, und die vollendete künstlerische Technik, mit der die zufälligen Beziehungen, die sich zwischen dem Helden und den Personen, auf die er stößt, ergeben und sich zu geistig vertieften Auseinandersetzungen entwickeln, besonders schön in der kurzen Liebesperiode mit der vornehmen Lebedame, die ihn im Walde ausliest und in ihr Schloß führt, aus dem er gerne wieder nach Ankunft des Gebieters scheidet nach dem rasch verfliegenen Rausche einer Leidenschaft, die zwei in Abkunft und Ehrlichkeit verwandte Naturen zueinander getrieben. Das Werk erfüllt, was sein Verfasser einmal fordert: „Der höchste Genuß an Büchern ist die eigene Leistung des Lesers, das beste Buch ist das, welches dem Leser seinen eigenen Reichtum fühlbar macht.“

Einen biographischen Bekenntnisroman aus überwundener Sturm- und Drangzeit heraus gibt Hanns Johst mit „Der Anfang“*; ein Dichter, der sich schon in leidenschaftlichen Gedichten und Dramen als eine der beachtenswertesten Begabungen unserer Zeit bemerkbar gemacht. „Es ist eine rasende Wollust, jung zu sein“, hat er da einmal geschrieben. In der großangelegten Erzählung gibt er die Geschichte des Werdens eines ringenden und strebenden Burschen, vom Abiturium weg, das er mühselig bestanden. Hans fühlt einen Ruf in sich, der ihm nicht klar ist, aber ihn jedenfalls davor zurückhält, den Todesweg zu gehen, den einige seiner Freunde am Siege über den Druck bürgerlicher Anschauungen verzweifeln eingeschlagen. Sein Vater ist ein stiller, pflichttreuer Beamter, die feinfühligste Mutter sucht ängstlich den Weg zum Verständnis ihres Sohnes, ohne ihn immer zu finden, so Schönes sie ihm auch geben mag. Unsicher schreitet er im Leben vorbei an einem ihm durch Sicherheit überlegenen Mädchen, an einem zielbewußt einem praktischen Lebenszweck zuarbeitenden Freunde, überall tritt ihm, auch wo er sich um einen Beruf bemüht, der Gegensatz zwischen den Forderungen des bürgerlichen Betriebes und der hohen Einsamkeit, von der aus sein Genius herabsieht, entgegen. So enttäuscht ihn das Weib, wie die Universität, die theologische wie die germanistische Wissenschaft, das Treiben der Studenten auf der ihn anöbenden Kneipe. Was er eigentlich sucht,

* Leipzig, Staackmann.

** Berlin, Hochstimm.

*** Berlin, Hochstimm.

† Berlin, Hochstimm.

†† Frankfurt, Rütten & Loening.

* München, Delphin-Verlag.

lehrt ihn ein alter, hinsiechender Lehrer: den Anfang, er muß sich finden im Selbstverlieren. Das Theater lockt, er wird Dramaturg, um ebenfalls die furchtbarsten Enttäuschungen in Menschen und Dingen zu erleben, jedoch entsteht aus seinen Erfahrungen der Dichter, er findet den Mut zu seiner Bestimmung, der ihm bisher gefehlt, mit einem freien Weibe zieht er nach Berlin, dem Ziele entgegen. So wird Leben und Entwicklung gefaßt als Resultat von Begregungen. Das Festhalten der vergangenen Eindrücke bedingt die Eroberung der Gegenwart, jeder Weg geht von der Sehnsucht aus, mit der eine starke Leidenschaft bedingend eingreift. Wohl klingt der Schrei der Freiheit durch das ganze heiße, und doch klug durchdachte Werk, aber sie kann erst errungen werden durch geistige Befreiung der innersten Kräfte in Erkenntnis ihrer Richtung. Der strebend sich Bemühende findet Erlösung. Gewiß weist die manchmal recht nachlässige Komposition Mängel auf, in Gesprächen, besonders in dem mit dem milden Lehrer findet sich zu viel Abstraktion, aber das Buch wirkt hinreißend in der Kraft seines plastischen Ausdrucks, in der Wahrheit seines Fühlens und Denkens. Es ist ein schöner Zufall, daß es mir gegönnt ist, dieser flüchtigen Musterung gerade den Schluß mit einem so verheißungsvollen „Anfang“ zu geben.

Alexander v. Weilen.

Krieg und Volksbildung.

Vom Kriege heißt es: Er verroht, materialisiert und tötet alle Ideale. Tatsächlich stellt er die Sorge um die leibliche Nahrung in den Vordergrund. Das ist rein menschlich und natürlich. „Zuerst nähren und dann lehren“, so heißt es schon von alters her. Es gelingt aber dem Kriege nicht, alle geistigen Interessen zu ersticken. Am besten zeigt sich dies in dem Zuspruch, dessen sich die volksbildenden Bestrebungen gerade mitten im Kriege erfreuen. Es ist erhebend zu sehen, wie die großen Massen den Volksbildungsstätten zufließen, als könnte ihnen geistige Nahrung die leibliche ersetzen. Diese unserem Volke ein ehrendes Zeugnis ausstellende Erscheinung läßt sich leicht durch einige Zahlen belegen.

Beginnen wir bei dem weitaus bedeutendsten, groß angelegten, immer weiteren Kreisen das Licht des Wissens erschließenden Volksbildungshause Wiener Urania. Schon im ersten Kriegsjahre war die Anzahl der Vorträge und der Besucher sehr hoch; im zweiten Kriegsjahre betrug die Zahl der Vorträge um 182 und die der Besucher um

94.630 mehr als im ersten. Es war dadurch mitten im Kriege die bis dahin höchste Besuchsziffer seit dem nunmehr 21jährigen Bestehen der Urania erreicht. An 280 Vortragstagen wurde ein Tagesdurchschnitt von 1575 Hörern erzielt. Wie wenig die materiellen Sorgen, drückende Not und Mangel an Lebensmitteln das Bildungsbedürfnis der breiten Massen zu mindern imstande waren, geht daraus hervor, daß die rein belehrenden Kursvorträge auf den verschiedenen Gebieten der Natur- und Geisteswissenschaften im zweiten Kriegsjahre 3276, um 1944 mehr als im ersten betragen!

Sogar im dritten Kriegsjahre, während welchem 33 Tage hindurch — und zwar 28 wegen Kohlennot und 5 anlässlich des Todes weil. des Kaisers Franz Josef I. — die Urania geschlossen war, fanden 1560 Vorträge (um 142 mehr als im Vorjahre) statt. Auf jeden kamen durchschnittlich 292 Besucher.

Eines geradezu verblüffenden Zuspruches erfreute sich dieses nach jeder Richtung hin vorbildliche Volksbildungshaus im gegenwärtigen vierten Kriegsjahre. Vom 1. September 1917 bis zum 31. März 1918 fanden da von 392.926 Hörern besuchte Vorträge statt. Diese hatten um 532 und die Hörerzahl um 117.241 gegen die des gleichen Zeitraumes im vorigen Jahre zugenommen. Die Vorträge nahmen um 48 Prozent, die Hörerzahl um 43 Prozent zu. Dem regen Bildungstrieb der Wiener stellt noch die Tatsache ein glänzendes Zeugnis aus, daß die Zahl der rein belehrenden Kursvorträge (von den Sprachkursen abgesehen) in derselben Zeit, also im vierten Kriegsjahre, um 120 Prozent und die der Besucher um 104 Prozent gegen das dritte Kriegsjahr zunahm.

Hunderttausende suchen alljährlich in der Urania Belehrung auf mannigfachen Gebieten des Wissens in den verschiedenen Zweigen der Forschung. Dabei handelt es sich hier um eine verhältnismäßig junge volksbildnerische Einrichtung. Besteht sie doch erst seit 21 Jahren! Im Jahre 1895 wurde von mir im „Neuen Wiener Tagblatt“ zum ersten Male die Anregung zur Gründung einer Urania aus der Treitelschen Stiftung gegeben. Zwei Jahre darauf trat das Syndikat Urania ins Leben und heute vermag das von einer Sternwarte nicht nur symbolisch, sondern tatsächlich gekrönte Urania-Gebäude die Massen nicht mehr zu fassen, die dem Lichte des Wissens zustreben, so daß ein zweites Urania-Volksbildungshaus entstehen wird, wenn die Waffen ruhen und die Musen wieder das Wort führen werden.

Der Bildungstrieb ist im Volke vorhanden, aber er belätigt sich erst, wenn er geweckt, angeregt und in die richtigen

Bahnen geleitet wird. Es muß einen Mittelpunkt geben, um den sich die Bildung suchende Menge schart. Einen solchen bietet die Urania, einen, der dieser Aufgabe nach jeder Richtung gerecht wird. Sie verfügt über große Vortrags- und kleinere Kursäle, Mikroskopierräume und Hörsäle, in denen experimentiert werden kann, wo technische Versuche durchgeführt, elektrische Erscheinungen demonstriert werden können. Hier werden keine Kosten gescheut, um die hervorragendsten und anerkanntesten Gelehrten des In- und Auslandes zum Volke sprechen zu lassen. Die gedruckt vorliegenden Jahresberichte der Urania nennen hunderte der berühmtesten Vertreter ihres Faches, die aus dem Auslande trotz der großen Schwierigkeiten, die dies bereitete, während des Krieges zu Vorträgen nach Wien berufen wurden.

Die aus Fachmännern auf verschiedenen Gebieten zusammengesetzte wissenschaftliche Leitung der Urania steht in unausgesetzter Fühlung mit den Bildung suchenden Volksmassen und trägt ihnen nicht nur dadurch Rechnung, daß sie sich in den Darbietungen ihnen anpaßt, ihre verschiedenen Wünsche berücksichtigt, auch der Kunstpflege breiten Raum gönnt, sondern sie ist fortwährend bestrebt, zweckfördernde Neuerungen einzuführen und auszubauen. Eine solche war die Einrichtung der Uraniazeitvermittlung, die sich als regelnder Zeitmesser trefflich bewährte. Eine andere ist die Ausgestaltung der kinematographischen Vorführungen, so daß sie im Gegensaße zu den Darbietungen in den Kinos, wo sie mitunter zur Erregung niedriger Instinkte dienen, hier einen Bildungsfaktor von größter Bedeutung darstellen. Die Urania erreichte dies durch sorgfältige Auswahl. Nur solche Kinematogramme werden vorgeführt, die bedeutungsvolles Geschehen auf geschichtlichen, geographischen, naturkundlichen, landwirtschaftlichen, technischen und verwandten Gebieten versinnbildlichen. Sie begleiten lebendige, diesen Stoffen wohl angepaßte sachliche Erläuterungen, die von erprobten Pädagogen gegeben werden. Eine weitere, gleichfalls jetzt im Kriege entstandene Neuerung gipfelt in dem Streben, Bildung vollständig und lückenlos zu vermitteln. Zu diesem Zwecke werden praktische Lehrkurse veranstaltet, die große Gebiete umfassen. Wie dankbar die Massen diese Bestrebungen aufnehmen, geht aus der Tatsache hervor, daß fast bei allen Kursen sämtliche Plätze besetzt sind. Mag es sich um rein philosophische, ästhetische, literarische, naturkundliche, technische, musiktheoretische oder andere Themen handeln.

Es ist ein ehrendes Zeichen für die als

Phäaken angekreideten Wiener, daß sie auch die anderen volkstümlichen Bildungsstätten im Kriege noch eifriger als im Frieden aufsuchen. Dafür zeugen die im Volksbildungsverein veranstalteten Vorträge, die Darbietungen im Volksheim, die zur Universität gehörigen volkstümlichen Universitätskurse, die Veranstaltungen im Apolloneum und in der Volkslesehalle in Floridsdorf. Die Entlehnungen der Bücher, und zwar der wissenschaftlichen und belehrenden in den Volkslesehallen sprechen nicht minder deutlich für das Bildungsbedürfnis der großen Massen.

In den volkstümlichen Universitätskursen mußte sogar mitten im Krieg eine fünfte Serie von Vortragszyklen den schon bestehenden angegliedert werden. Sie zieht die mannigfachsten Gebiete in ihren Bereich, so z. B. enthält sie Lehrkurse über die Biochemie der Tiere, Grundformen der Weltanschauung, Nahrungs- und Genußmittel, den modernen realistischen Roman, griechische Satire, Geschichte der orientalischen Kunst, Musikgeschichte u. a.

Gelingt es dem Kriege schon nicht, alle geistigen Interessen während seiner Herrschaft zu ersticken, um so mehr ist die Hoffnung begründet, daß sie nach seiner Waffenstreckung noch mehr Pflege finden werden als zuvor und sich noch kräftiger zum Wohle der Allgemeinheit entfalten werden.

Dr. Ludwig Karel.

Etwas über das Sammeln.

Warum fühlen wir Sammler uns hingezogen zu den Gegenständen unseres Sammelinteresses und warum eigentlich sammeln wir sie? Die so einfach scheinende Antwort: „Weil sie uns gefallen und wir sie demnach besitzen möchten“, ist selbstverständlich banal und mangelhaft. Da müssen wir schon in weitere Tiefen unserer Psyche hinabsteigen, wo die Urkeime unseres Interesses, unserer Vorliebe für das Sammelobjekt schlummern, mag dieses nun ein Gemälde, ein Kupferstich, eine alte Münze oder sonst etwas aus dem Bereiche sein, aus dessen schier unüberschaubaren Schätzen wir schürfen. Diese Vorliebe hat unterschiedliche Stadien und Wärmegrade, die fast von der Zärtlichkeit ausgehen und über die Begeisterung weiterschreitend, nachgerade bis zur Leidenschaft steigen können. Man belächle nicht den Überschwang dieser Worte, denn nicht dünkt, daß jeder echte Sammler bei näherem Nachsinnen jene vielfache Differenzierung des Wohlgefallens an dem Sammelobjekte untrüglich am eigenen Ich wahrnehmen kann.

Um aber die gestellte Frage über den

Grund unseres Gefallens und Interesses am Sammeln erschöpfend zu beantworten, müßten wir vorerst den dunklen Weg betreten, der aus dem geheimnisvollen Labyrinth unseres Empfindungslebens, also aus seelischen Ausgangspunkten, zu den Lichthöhen unseres geistigen Seins führt. Ich meine nämlich, daß erst durch Ausblitzen unserer Geistesfunken jene seelischen Schächte unserer sammlerischen Wesenheit erhellte werden, in denen unsere Sammelfreudigkeit wurzelt. Das will sagen, daß wir damals, als das Gemälde, der Kupferstich oder die alte Münze unser Interesse zum erstenmal fesselten, diese Gegenstände zuvörderst mit den Gangarmen unserer Gefühle erfasst haben, gerade so wie die allumfassende Leidenschaft Liebe vorher des Menschen Herz, und dann erst seine Gedankenwelt ergreift. Der Vergleich scheint mir insofern nicht allzukühn, weil unsere Neigung, sozusagen unser ethisches Erglühen für den Sammelgegenstand im weiteren Sinne einer still aufgekeimten Liebe gleicht, die, ganz wie diese, uns machtvoll in ihren Bann zu ziehen, unser Leben inhaltsvoll auszufüllen und zu beglücken vermag.

Freilich, was den Menschen so recht zum Sammler macht, sind in erster Linie angeborene Eigenschaften. Diese sind hauptsächlich: ästhetisches Genießerkönnen, Forscherdrang, die Lust am Einreihen, Ordnen usw., wohl auch als weitere neuzeitliche Abarten davon: Eitelkeit und Prozeret, der Drang, sich und anderen Kultur anzutüscheln, sich gewissermaßen durch Geldopfer und äußerlich zusammengeraffte Wissensbrocken den Anschein von wissenschaftlicher oder Kunstgelehrsamkeit zu geben. Nicht jedem Menschenkinde ist wie dem Sammler die Fähigkeit, aber auch die Freude eigen, die Stunden der Einsamkeit in Zwiesprache mit toten Gegenständen frohgemut auszufüllen. Der ernste Sammler studiert an den Objekten feiner antiken Kleinplastik, an feinen Bildern, Porzellanen, Möbeln, Miniaturen und Antiquitäten aller Art die Geistesregungen früherer Zeitalter und versteht es, sich hineinzuleben in Art und Wesen der Sitten und Kulturen von einst und in die unerschöpflichen Entwicklungsstadien der Geschichte der Menschheit. Und so wie z. B. ich als Sammler von Porträten berühmter Personen beim Erblicken eines in meiner Sammlung noch nicht vertretenen Bildnisses den heißen Wunsch nach dessen Erwerbung empfinde, widme ich mich auch — wenn mir die Erwerbung gelang — liebevoll der weiteren Arbeit, die dazu gehört. Diese besteht in der näheren Erkundung — aus Büchern und Behelfen — all der Lebensumstände der

neuen Berühmtheit. Hierauf folgt das schriftliche Verzeichnen der aufgeschürften Daten auf der Rückseite des Bildnisses, das einen Künstler, Gelehrten, ein Mitglied aus dem Herrscherhause irgend eines der Reiche und Staaten der ganzen Welt darstellen kann, oder berühmte Bühnenkünstler in ihren Rollen usw. Auch das gibt wieder viel wonnesame Arbeit und ist zudem sehr ersprießlich für das Schärfen des Gedächtnisses. In solcher Weise wiederholt sich immer wieder derselbe geistige Prozeß bei der Erwerbung des nächsten und nächstnächsten Stückes bis ins Ungemessene. Zwischen der Freude am Studium und dem Vergnügen des Besitzens gleicht der Sammler einem Seefahrer, der immer erneut den Weg aus dem Golfe der Sehnsucht in den Häfen der Erfüllung zurücklegt. Und was er während der Fahrt Neues und Schönes in seiner Seele aufgenommen, bildet für ihn unvergänglichen Gewinn. Das in der Tiefe von Goethes apollinischer Natur geborne Geständnis Fausts: „So taumel' ich von Begierde zu Genuß und in Genuß verschmach' ich nach Begierde“, vermöchte auch der Sammler von sich zu sagen.

Und hat dieser einmal von der lockenden Frucht gekostet, dann ist es um ihn geschehen; vom Hundertsten ins Tausendste gelangt der Unerfüllliche; er gleicht weiters auch einem ehrgeizigen König, der seines Reiches Grenzen unaufhaltbar zu erweitern sucht. Glücklich derjenige, der als geistig Genießer instande ist, aus der still rauhenden, lehrhaften Sprache der von ihm zusammengetragenen Schätze stets frische Erbauung zu schöpfen und neue Lebensfreude, deren kaum jemand in unserer umwölkten Gegenwart entraten kann.

Konstantin Danhelovsky.

Der Kampf einer Seele.

Es ist eine anleugbare Tatsache, daß alles wahrhaft Große dieser Welt durch restlose Hingabe der Persönlichkeit an die Idee, die es zu verwirklichen galt, entstanden ist. Über den engen Rahmen des Ich hinaus mußte die Idee bis in ihre letzte Konsequenzen gelebt werden, um mit dem Namen ihres Erkenners Zeiten überdauern zu können. Ihres Erkenners, sage ich, denn alle Ideen von so weittragender Bedeutung, daß sie imstande sind, über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinüber Menschen zu faszinieren und mitzureißen, lagen schon lange triebhaft in der Welt und nur wer den Mut zum Bekenntnis fand, ist für die Welt ihr scheinbarer Schöpfer. In diesem Sinne betrachtet, ist Leo Tolstoj eine der gewaltigsten

Erscheinungen der letzten hundert Jahre. Was heute nach den ungeheuren Erschütterungen des Weltkrieges und seinen Umwälzungen in Rußland allgemein gefordert wird, Freiheit, Verbrüderung, Bodenverteilung, fand seinen ersten Bekenner in ihm und wenn er seine Ideen zum Nutzen der Allgemeinheit nicht durchführen konnte, so war das nicht seine Schuld, sondern die seiner Zeit, die Gestalten von Jesusgröße nicht den richtigen Rahmen bot. Den Bauern auf seinen Gütern war Tolstoj bei Lebzeiten schon mehr als ein Mensch, sein Begräbnis war das eines Heiligen. Vielleicht spinnt die Legende über hundert Jahre um sein Apostelhaupt die Glorie der großen Religionsstifter, wenn seine Lehre allgemeine Tat und Religion geworden ist.

Seine Tagebücher, deren erster Band, die Zeit von Oktober 1895 bis Dezember 1899 umfassend, bei Georg Müller in München erschienen ist, geben genauesten Aufschluß über sein Leben, dessen legendäre Größe erst im Rahmen einer Dichtung ganz zur Wirkung gelangen wird. Uns wird es verständlich, soweit die Seele des Menschen sich durch gesprochenes oder geschriebenes Wort zu erklären vermag, und wir stehen erschüttert vor dem Schauspiel eines Kampfes um Befreiung der Seele von den Schlacken dieser Welt, um zur letzten Größe menschlichen Gefühls, völliger Hingabe an Gott als den Inbegriff alles irdischen Wollens gelangen zu können.

Im Mai 1896 notiert der Graf: „Dem Menschen erschließt sich der Sinn des Lebens, sobald er in seinem Selbst das göttliche Wesen erkennt, das eingeschlossen ist in eine körperliche Hülle. Der Sinn des Lebens besteht darin, daß dieses göttliche Wesen, indem es sich zu befreien sucht, seine Liebe auf andere Wesen ausdehnt und dadurch die Sache Gottes fördert, das heißt, zur Ausrichtung des Gottesreiches auf Erden beiträgt.“

Von der Notwendigkeit eines irdischen und himmlischen Einklangs ist Tolstoj durchdrungen. Daß er selbst nicht so leben konnte wie er wollte und in seinem Streben nach Gottgefälligkeit, was für ihn gleichbedeutend war mit: Gutes tun, die Menschen lieben, durch letzte Reste irdischer Gebundenheit an Materielles sich verhindert fühlte, und nicht loskam vom allzuirdischen Wohlleben, das war es, an dem er litt. Doch daß er unter diesem Zwiespalt litt, sich anstrengte sich emporzurängen zur letzten Höhe seiner Ideen, war ihm wiederum Gewähr der Echtheit und Angelogenheit seiner Bestrebungen, „denn das Reich Gottes wird nur durch Anstrengung erworben. Alles Gute, alles Wirk-

liche, jede wahre Tat des Lebens geschieht nur durch Anstrengung“. Sein Ringen nach Erkenntnis Gottes und Übereinstimmung seines Lebens mit Gott war ebenso verzweifelt als echt.

Die klare Formulierung seiner Sendung ist ihm nicht von vornherein geschenkt. Das Tagebuch hat an vielen Stellen den Vermerk: „unklar, verworren“. An einer Stelle bricht er verzweifelt zusammen: „Kann es nicht ausdrücken.“

Am 26. Juni 1896 schreibt er: „Die ganze Nacht nicht geschlafen, das Herz tut mir weh, unaufhörlich: ich leide immerfort und kann mich zu Gott nicht erheben. Den Stolz und den Hochmut habe ich nicht überwunden, und immerfort tut mir das Herz weh. Einen Trost weiß ich: ich bin nicht allein, ich bin mit Gott...“. Dieses himmelwärtstreibende Gefühl, das einem letzten Schritt, einer Katastrophe zustrebt, durchzieht das ganze Buch. Der elende Leib wird verflucht, der seine Begierden hat und die letzte Hingabe an Gott hindert. „Ich bin verstrickt und versunken...“, stöhnt er auf, „ich hasse mich und mein Leben.“ Furchtbar klingt ihm das frohe Lachen seiner Töchter, die Musik, die sie machen. Er denkt an die Not der Armen. Am 19. Juni 1896 schreibt er: „Herr befreie mich von meinem widerlichen Leibe. Lüttere mich, laß deinen Geist nicht zugrunde gehen und ersticken in mir.“

Dazwischen wunderbar wahre Worte über Kunst und Kunstwerk, die ganz im Einklang sind mit der Idee eines Lebens, die bewunderungswürdig ist, man mag ihr gegenüberstehen wie man will. Er schreibt: „In einem Kunstwerk ist die Hauptsache die Seele des Autors. Deshalb sind unter mittelmäßigen Schöpfungen die der Frauen besser, interessanter. Die Frau, sie mag sich verstellen wie sie will, muß doch alles, was sie auf dem Herzen hat, heraus sagen und gerade das ist es, worauf es ankommt.“

„Was ist Schönheit? Schön ist das, was was wir lieben. Man liebt nicht, was schön ist, man findet schön, was man liebt.“

Als Ideal der Kunst fordert er Gemeinverständlichkeit, mit dem jüngsten Deutschland könnte er sich also kaum befrenden. Aber er kehrt immer wieder zu der Mission seines Lebens zurück: „Das Ich ist die Säge, die sich von selbst bewegt wie eine lebende Schaufel, deren Leben darin besteht, ihre Schneide sauber und scharf zu erhalten...“, d. h. besser und immer besser zu werden.“ Neujahr 1898 schreibt er: „Wir haben nur eines zu tun: unser Leben so zu gestalten, daß es ein ganzes, ein gutes und vernünftiges Werk sei... unser Leben ist ein Freiwerden

des eingekerkerten und eine Ausdehnung der Grenzen.“

Daß er schließlich hinauslief in eine eilige Winternacht dem Sterne entgegen, der ihm schon lange leuchtete, war nur die notwendige Überwindung seiner Grenzen, die letzte Konsequenz seiner Idee.

Felix Langer.

Cosima Wagner.

Ein schlankes, geheftetes Bändchen liegt vor mir*. Ich suche nach dem Namen des Verfassers; er ist nicht zu finden. Es gehört ein starkes Stück Selbstverleugnung dazu, gerade bei diesem Buche, das dieser Frau gewidmet ist, nicht zu unterschreiben. Unbedingt spricht hier ein Dichter und Denker zugleich. Wie die seelischen Zusammenhänge herausgegriffen, aus den wirren Fäden des Erlebens gelöst sind, erweist den scharfsichtigen, feinsinnigen Psychologen, in der klaren Darstellung den weltüberblickenden Historiker, ja den Politiker. Und wo sich ein musikalisch bedeutsames Wort sagen läßt, erkennt man den selttesten Musikkritiker. Vor allem aber den Bildner, der uns Cosima Wagner in ihrer großen Eigenart, ihrer eigenartigen Größe modelliert, jede Linie festhält und die wunderbare Frau vielleicht zum ersten Male voll und ganz nach ihrem Wert darstellt. Das schöne Altersporträt gegenüber dem Titelblatt ist Leitmotiv für ihre Entwicklung und ihr Wesen; es zeigt die überraschende Ähnlichkeit mit dem Vater, Liszts Kühnheit, Klugheit, aber auch seine Phantasie. Nur energischer ist dieses Antlitz, dem die Fraulichkeit nicht fehlt. Cosima Wagners ganzes Leben läßt sich aus ihrem Konterfei erkennen. Und der Autor erzählt in knapper, eindrucksvoller, oft dramatischer Schilderung den Werdegang des Kindes, das dem glühenden Liebesbunde der genial-schönen, von George Sand und berühmten Zeitgenossen hochgeschätzten Gräfin d'Algoût, dem Daniel Stern der Literaturgeschichte, und Franz Liszt entsproßte. Blandine und Daniel, die früh Verstorbenen, sind lebenswürdig skizziert und die rührend bewundernswerte Aufopferung der Schwester Cosima für ihren langsam vercheidenden einzigen Bruder, ihre hingebende Liebe zu dem Vater, den sie im Schmerz hält und tröstet. In glänzender Prägung dann die Neigung Bülow's zu dem herrlichen Mädchen; die durch Liszt geförderte Verbindung; endlich die zweite Begegnung mit Richard Wagner, der

schon in der Halberwachsenden zu Paris etwas Besonderes erblickt hat. Von da an sieht man Cosima als den einzigen Ruhepunkt im Leben des Meisters und wird von der unabwendbaren Notwendigkeit der Entwicklung überzeugt. In der Stunde der höchsten Not weiß die Unvergleichliche den rechten Schritt zu tun, die Bande, die sie halten, ohne Riß und Bruch zu lösen. Bülow, der seinem Meister an Hochsinnigkeit kaum nachsteht, tritt nun aus dem Kreis. Auf's glücklichste ist dann die heroische Mitarbeit Cosima Wagners am Werke Bayreuth, ihr Opferwille und ihre Energie zum Ausdruck gebracht, und der Liebeseinheit schönes Bild schließt mit dem Tode im Palazzo Vendramin nicht ab. Denn die Witwe vollendet, was in Zeiten des Glückes begonnen ward. Und das deutsche Volk hat hier der Frau eine historische Tat zu danken: das Gelingen der Bayreuther Festspiele, die weit über künstlerisches Streben reichen, die nationale und internationale, die Weltwerte bedeuten. Dem Meister, der uns Cosima Wagner so gezeichnet hat, wie sie wirklich ist, müssen wir dankbar sein, auch wenn es uns nicht vergönnt ist, seinen Namen zu erfahren, den er wohl als Freund des Hauses Wahnfried lohengrinhaft birgt. Wir können sicher sein, ihm anderwärts zu begegnen, wenn er mit offenem Visier erscheinen will.

Lola Lorme.

Lieder und Balladen von Hans Nüchtern*.

Die Lyrik dieses jungen Wienerers geht keine neuen Pfade, sie ist überhaupt weniger lyrisch als episch-balladisch. In den Balladen klingt guter, alter Volkston; auch schalkhafte Prägung, wie in dem friederizianischen Momentbild „König und Leutnant“, gelingt dem Autor, der mit seinem kriegeischen Auftakt „Altes Reiterlied“ wohl der „großen“ Zeit hulldigen zu müssen glaubte. Seine Vergabung liegt indes mehr auf dem heute immer noch lohnenden Gebiet der historischen Ballade: Fontane und Börris v. Münchhausen scheinen auf ihn gewirkt zu haben. Das vom Schubertbund in Ferdinand Rebays Vertonung ausgeführte „Lied der schwarzen Schar“ ist ungemein wichtig und zeugt für Nüchterns knappe Formgebung, die den Inhalt in wenige kurze Verszeilen zu pressen weiß. Diese Selbstbeschränkung und der gesunde volkstümliche Grundton lassen uns von der weiteren Entwicklung des jungen Autors Gutes hoffen.

—I.

* Cosima Wagner. Ein Lebensbild zu ihrem achtzigsten Geburtstag. Bayreuth 1918. Druck und Verlag von Karl Gussel.

* Wie mir's tönt von ungefähr. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, 1918.

Wiener Bühnen.

Das Spieljahr neigt seinem Ende zu und zwischen den Frühjahrsdefensiven und den Sommeroffensiven der Wiener Bühnen rauschte wie ein festlicher Akkord aus dem unveräußerlichen Besitz unserer Heimatskunst das Bleibtreu-Jubiläum auf. Seit fünf- und zwanzig Jahren gehört Hedwig Bleibtreu dem Burgtheater an, und als Max Burckhard die junge Künstlerin aus der Gastspieltruppe der „Münchner“ holte, ahnten wohl nur wenige, daß die bescheidene Bauernspielerin dereinst berufen sein werde, das Erbe der Wolter in vollem Umfang anzutreten und den Begriff des Heroischen über die engen Grenzen eines Rollenfaches hinaus zu erweitern. Heute ist Hedwig Bleibtreu unbestritten die erste Tragödin nicht nur des Burgtheaters, sondern der deutschen Bühne überhaupt, und es hieß, was jeder Wiener weiß und mit stolzer Genugtuung empfindet, nur abschwächen, wollte man post festum die hohe Wertschätzung begründen, die sich die gefeierte Jubilarin in den fünf- und zwanzig Jahren ihrer Wirksamkeit am Burgtheater durch eigene Kraft errungen hat. Was uns ihren Besitz so kostbar macht, das ist die schlichte Größe ihres künstlerischen Wesens, ist die Spannweite ihres Gestaltungsvermögens, die von Anzengrubers und Schönherrs Weibern aus dem Volke über die kompliziertesten Frauennaturen Hebbels und Ibsens bis hinauf zu den Königinnen und Heldinnen im dekorativ geschürzten Faltenwurf der Klassiker reicht. Wenn Frau Bleibtreu auf der Bühne steht, fallen alle trennenden Schranken zwischen antik und modern, weil alles, was an ihr groß und bedeutend wirkt, aus einem natürlichen Empfinden fließt, das die Stilgesetze des Heroismus in sich trägt, und sie hätte dies kaum besser beweisen können, als an den beiden Ehrenabenden ihres Jubiläums. Am ersten spielte sie die Fürstin-Mutter Isabella in Schillers antikisierendem Schicksalsdrama „Die Braut von Messina“ und tags darauf die Frau Suttner in Schönherrs bauerlicher Tragödie der Unfruchtbarkeit. Zwei größere Gegensätze lassen sich kaum denken. Und dennoch fühlte man die gemeinsame Wurzel der tragischen Größe ihrer Darstellung. Die Angst aller wahren Freunde des Burgtheaters, die große Künstlerin auf der Höhe ihrer Meisterschaft zu verlieren, hat die ihr dargebrachten Huldigungen zu einem schier demonstrativen Jubel gesteigert, aus dem es wie im Chöre klang: Bleib treu der Heimat deiner Kunst! . . .

Um für seinen Nachfolger reinen Tisch zu machen, läßt Direktor Wallner geschwind

noch Rückstände aufarbeiten, und, selbstam genug, beweisen gerade die letzten Erstaufführungen des Deutschen Volkstheaters, daß er sich, unbekümmert um klingenden Erfolg, doch auch zu Besserem und Höherem verpflichtet fühlte. Freilich ist jetzt das Publikum für feinere dramatische Kost nicht mehr zu haben, und weder Richard Dehmels beklemmend düsteres Drama „Menschenfreunde“, noch Ossip Dymows stimmungsvolle Alltagstragödie „Nju“ vermochten tiefere Teilnahme zu erwecken. Das stille Stück des russischen Dichters stieß sogar auf lauten Widerspruch, den allerdings auch die ungenügend vorbereitete Darstellung mitverschuldet hatte. Gerade weil die neun Szenen dieser zarten, auf die weiche Molltonart russischen Weltschmerzes gestimmten Liebestragödie auf intimste Wirkungen gestellt sind, mußten die Stimmungsmomente auf das sorgfältigste ausgeprobt werden, damit sich dramatisch binde, was bei dem lyrisch-skizzenhaften Charakter der Arbeit zu verflattern droht. Keineswegs aber dürfte das Gelingen der Aufführung dem Zufall anheimgegeben werden. Da keine Hauptprobe zur Verfügung stand, glaubten die meisten Darsteller, die erforderliche Stimmung durch einen improvisierten Flüsterton festhalten zu können, der aber nur zum Gegenteil führte. Unfähig, das gesprochene Wort zu verstehen, wurde die Zuhörerschaft nervös und ließ wiederholt mahnende Zurufe an die Schauspieler ergehen, lauter zu sprechen. Damit aber war die Stimmung erst recht verrissen, und da die späte Anmut der Frau Carlsen für das unglückliche Geschöpf, das an einer enttäuschten Liebe stirbt, zu wenig beseelt war und Herr Edthofer als junger Dichter, der es ihr angetan hat, sich begnügte, seine persönliche Lebenswürdigkeit innerlich unbeteiligt in die Wagschale zu werfen, blieben auch die heißen Bemühungen des Herrn Forest um die Tragik des schwer geprüften Gatten, der gebrochenen Herzens auch dort lieben muß, wo er sich betrogen fühlt, ohne den verdienten Lohn. Hätte man das Stück nicht von der Neuen Wiener Bühne her, wo es vor Jahren mit Frau Ensoldt erfolgreich gegeben worden ist, noch in bester Erinnerung gehabt, würde man es im Deutschen Volkstheater kaum wieder erkannt haben.

Das dürfte aber so wenig der Zweck der Übung gewesen sein, wie das Mißverständnis, dem Richard Dehmels „Menschenfreunde“ eine Woche vor der verunglückten Erstaufführung von „Nju“ im Deutschen Volkstheater begegneten. Denn es ist nicht anzunehmen, daß der eigenwillige Dichter seine

lyrischen Gaben zur Gestaltung eines Kriminal- und Detektivdramas von der spannenden Art der Sherlock Holmes-Komödien mißbrauchen wollte. Dagegen spricht der balladeske Bau des Stückes, der durch die strophenmäßige Wiederholung der Motive die Spannungsreize immer wieder aufhebt, dagegen spricht auch die antikapitalistische Tendenz der Nebenhandlung, die in Worten von hohem sittlichen Ernst sich gegen den Wohltätigkeitsschwindel der Reichen wendet, von denen es heißt, daß sie „unter der Maske des Samariterdienstes nur eine Gesellschaft von Pharisäern züchteten“. Wenn man dennoch von der Bühne herab zunächst den Eindruck eines Verbrecherdramas empfängt, das mit Absicht verdunkelt, was der Aufklärung bedarf, so liegt dies wohl daran, daß der Dichter auch den Zuschauer nicht zum Mitwisser des Geheimnisses macht, das sein Held mit ins Grab nimmt, wiewohl auf ihm der schwere Verdacht ruht, er habe seine Erbtante ermordet, um sich mit ihren Millionen den Ruhm eines selbstlosen Wohltäters der Menschheit zu erkaufen. Von seinem Vetter, einem Polizeikommissär, der sich durch ihn um die Erbschaft geprellt wähnt, in den Gerichtssaal gedrängt, gibt er wohl zu, mit der Absicht des Mordes gespielt zu haben; da er jedoch freigesprochen wird, bleibt die Schuldfrage offen und der Zuschauer auf vage Vermutungen angewiesen. Das Deutsche Volkstheater hat sich für die Darstellung des Helden zwar Herrn Kreidemann aus Hamburg verschrieben, von dem die Sage ging, daß er vom Dichter selber die authentische Auffassung des dunklen Geheimnisses habe, das den mit dunklen Reden sich vor Gott und Menschen selbst zersetzenden Ehrenmann mit allen Schauern eines Übermenschen umwittert. Dennoch vermochte sich das Publikum zwischen Schuld und Schuldlosigkeit nicht zurechtzufinden, und es nahm nur die eine Gewißheit mit nach Hause, daß der Hamburger Gast Herr Bassermann mit allen Nebengeräuschen seines brüchigen Drangans trefflich kopiere. Diese Gewißheit war aber ein bißchen gar zu mühsam erkaufte.

Wo noch keine Vorbereitungen getroffen worden sind, auch in diesem Sommer durchzuspielen, ging es schon da und dort ans Abschiednehmen, und wenn die Schwalben

wiederkommen, werden sie manche Veränderungen vorfinden, die mit den Folgewirkungen des nicht nur männermordenden Krieges in innigem Zusammenhang stehen. Die einen werden sie als eine Niederlage unserer Theaterkultur beklagen, und die anderen als einen Sieg der allein seligmachenden Operette bejubeln. Zwischen ihnen aber steht der selige Ben Akiba mit dem Trostspruche: Alles schon da gewesen. Wie um ihn Lügen zu strafen, bediente sich die Volksbühne eines ganz neuartigen Mittels, um sich zwischen Tür und Angel einer ihr offenbar lästig gewordenen Verpflichtung zu entledigen. Raum geschlossen, eröffnete sie nach einer Woche Ferien für einen Abend wieder ihre Pforten, um unter dem Vorwand irgend eines wohlthätigen Zweckes zwei Einakter von Alexander E. Sedlmayr, dem Verfasser der „Altwiener Dosenstücke“, lieblos abzustößen. Als wollte Sedlmayr mit seinen dramatischen Versuchen beweisen, daß er sich nicht einseitig auf die Altwiener Note festlegen lasse, beschwört er in dem einen Stücke („Der letzte Marquis de la Rochembourg“) die französische Revolution, um sich die durch sie hervorgerufene gesellschaftliche und geistige Entwurzelung der vor ihrem Ausbruch herrschenden Kreise theatralisch nutzbar zu machen, während er uns in dem anderen („Mörder“) nach Newyork in eine Bar entführt, wo lichtsheues Gefindel einem jungen Mann das Geständnis entlockt, daß er seine Mutter ermordet habe, weil sie eine Dirne war. Sedlmayrs Begabung für die dramatische Darstellung außerordentlicher Menschenchicksale wurde wohl auch aus der flüchtig improvisierten Aufführung der Volksbühne erkennbar, allein die rechte Art war es nicht, neue Bühnendichter heranzuziehen und aufzumuntern, und die Volksbühne wird gut tun, ähnliche Praktiken nicht in ihr altes Heim in der Neubaugasse mit hinüberzunehmen, sondern sie im Kolosseum zurückzulassen, das nun in ein Komödienhaus umgewandelt werden soll und zwischen Posse und Operette auch ein bißchen Schiller-Theater markieren will.

Schwarzzeher wittern hinter diesem gewünschten Programm schon den Geist des Varietés, da nach ihrer Meinung alles da-

hin zurückkehren muß, wo es einmal zu Hause war, seien die Umwege noch so seltsam. Mit Lisa Michalek ist aus den Anfängen der Neuen Wiener Bühne auch Lothar Schmidts Lustspiel „Nur ein Traum“ zur Stätte seiner ersten Erfolge zurückgekehrt und man hatte Gelegenheit zu beobachten, wie dieser deutsche Versuch, die französischen Ehebruchskomödien zu ersetzen, doch ungleich vornehmer und sympathischer wirkt als die krampfhaften Bemühungen der jungmagyarischen Talmipariser, denen wir seit Kriegsbeginn wehlos ausgesetzt waren. Während Direktor Jarno im Theater in der Josefstadt der Frau Werbezirk die Vorherrschaft eingeräumt und ihr zuliebe Alexander Engels und Julius Horsts Schwank „Der Schrei nach dem Kinde“ wieder in den Spielplan aufgenommen hat, nahm er selber feierlichen Abschied von seinem Schmerzenskind, dem Stadttheater. Im Zeichen August Strindbergs hat er es kurz vor dem Kriege eröffnet und im gleichen Zeichen verläßt er die Stätte seiner Bemühungen um die Pflege des modernen Schauspiels. Um seine Abschiedsvorstellungen würdig zu gestalten, hat er für die letzten Abende Gertrud Eysoldt, seine treue Helferin im Dienste Strindbergs, kommen lassen und mit ihr noch einmal das unglückliche Ehepaar in den beiden Teilen des „Totentanzes“ einer andächtig lauschenden Zuhörerschaft vorgespielt. Inzwischen haben die Maurer vom Stadttheater Besig ergriffen, um es für die Operette mohnlich einzurichten. Was nützen da Klagen und Proteste? Wenn Karagag als Rattenfänger auf dem Plan erscheint, dann muß alles tanzen, wie er pfeift. Und er pfeift leichten Herzens auf die Kunst, wenn nur das Geschäft blüht, und die guten Wiener pfeifen und tanzen vergnügt mit, bis wieder einmal ein großer Krach sie jäh aus dem Taumel reißt.

Wessen man sich nun auch im Stadttheater zu versehen habe, davon bekam man einen Vorgeschmack bei der neuen Operette, die sich das Carltheater von Bernhard Buchbinder und Georg Jarno für die Sommerspielzeit verschrieben hat. Immer ist es ein hoher Herr, in den sich irgend ein Mädchen aus dem Volke vorerst verliebt,

bis es endlich wehmutsvoll zu seinesgleichen zurückfindet. So war es bei der „Fürster-Christ“, beim „Musikanten-Mädel“, bei der „Marine-Gustel“ und bei der „Botschafter-Leni“, und so ist es auch bei „Jungfer Sonnenschein“, dem jüngsten Kinde von Buchbinders poetischer Laune. So aber wird die holde Maid nur von einem jungen, feinen, unbekannten Herrn genannt, der bei ihr am „Kamanett“ wohnt. Die anderen nennen sie weniger poetisch die „Nockerlton“, weil sie im ganzen Umkreis von Wien die schmackhaftesten Nockerln erzeugt. Ihren schmalzigen Nockerln und ihrer liebenden Fürsorge verdankt jener vornehme, junge Herr rasche Genesung von schwerer Krankheit, und besagter Herr ist kein geringerer als Prinz Eugen, der edle Ritter, in höchst eigener Person. Als er endlich die „Nockerltoni“ heiraten möchte, hat sie sich inzwischen mit einem andern verbunden. Zum Glück ist der Bevorzugte der Komponist des Prinz Eugen-Marsches, dessen festlich rauschende Klänge den edlen Ritter über sein Liebespach hinweghelfen. Solcherart sind die Liebesgeschichten und Heiratsfächen, wenn Bernhard Buchbinder Vaterlandskunde fördert und Georg Jarno Musik dazu macht. Natürlich fehlt es weder an Schnalzern und Walzern, an Reizern und Schmeißern, die ins Ohr und in die Füße gehen, noch an lyrischen Versuchen, das goldene Wiener Herz dort zu packen, wo es ein großer Tränensack ist. Nach Ursprünglichkeit darf man bei „Jungfer Sonnenschein“ freilich so wenig fragen wie bei der „Billy vom Chor“, die sich im Bundestheater als lebendiger Beweis dafür niedergelassen hat, daß es die transleithanischen Operettenmacher womöglich noch ärger treiben, wenn sie tragische Anwandlungen bekommen, und es bleibt ein Rätsel, wie sich Felix Dörmann dazu verstehen konnte, diese larmoyante Parodie auf einen dramatisierten Kolportageroman ins Deutsche zu übersetzen. Vom Bundestheater, das heuer unter der Leitung Louis Treumanns steht, zu sprechen, ist überhaupt eine einzige Kette von Verlegenheit und man kann ihm nur eine Daseinsberechtigung zusprechen, wenn man es im Rahmen der Erasmittelausstellung als Operettenbühnenersag gelten läßt. Theodor Untropp.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.

Sprechstunde: Täglich von 12 bis 1 Uhr mittags.

Für Manuskripte belletristischen Inhaltes wird vorherige Anfrage erbeten.

Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesendet.

Verlag: Wien und Leipzig: Buchdruckerei und Verlagshandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. S.

Vor Kurzem erschienen:

Karl Glossys Kleinere Schriften

Zu seinem siebenzigsten Geburtstage

(7. März 1918)

herausgegeben

von seinen Freunden

Preis K 30.—

Der weitaus größte Teil der Auflage wurde auf dem Wege der Subskription vergeben. Die wenigen noch vorhandenen Exemplare können bezogen werden: durch
alle Buchhandlungen, den Verlag Carl Fromme in Wien V., Nikolsdorfergasse
7—11 und die

Administration der
„Österreichischen Rundschau“
Wien I., Bräunerstraße 4—6

Das meist verbreitete und angesehenste
wirtschaftspolitische
Organ der Monarchie ist:

„Der Oesterreichische Volkswirt“

Herausgeber:

Walther Federn u. Dr. Gustav Stolper.

Erscheint jeden Samstag.

Reicher gediegener Inhalt, verlässliches Urteil,
vornehme Darstellungswelse, unabhängige und
kritische Stellungnahme zu allen Fragen der
gesamten Wirtschafts- und Sozialpolitik,
Gesetzgebung und öffentlichen Verwaltung.

Die Beilage „Die Bilanzen“ veröffentlicht
kritische Besprechungen der Rechnungsab-
schlüsse aller größeren Aktiengesellschaften.

Redaktion und Administration:
Wien IX/1, Porzellangasse 27.

Bezugspreis jährlich K 28.—, mit Beilage K 42.—.

Wer sich für Wirtschaftspolitik und
Finanzwesen interessiert, verlange Probenum-
mern und halbjähriges Inhaltsverzeichnis!

K. k. priv. Bank und Wechselstuben-Actien-Gesellschaft

WIEN I., **„MERCUR“** Wollzeile 1.

Reservfond und Aktienkapital: K 120,000,000.

Kulanteste Durchführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen, insbeson-
dere: An- und Verkauf aller Gattungen Renten, Obligationen, Staats-
papiere, Aktien, Prioritäten, Pfandbriefe, Lose sowie von Devisen,
Valuten und Münzen etc. Vermietung von Stahlschrankfächern
(Safe-Deposits), Spareinlagen auf Büchel von K 100 anfw. Die
Rentensteuer trägt die Bank. Abonnement auf das Verlosungsblatt
„Mercur“ und dem „Anzeiger aufgehobener Wertpapiere und ähn-
licher Urkunden“ (gemäß kais. Verordnung vom 31. August 1916 im
amtl. Auftrage herausgegeben). Börsenordere für die Wiener und alle
ausländischen Börsen. Auskünfte auf alle mündlichen und schriftlichen
Anfragen, die sich auf bank- und börsenmäßige Transaktionen be-
ziehen, kostenfrei. Geschäftsstelle der k. k. Klassenlotterie.

Juni-Heft soeben erschienen!

„Das neue Europa“

heißt die aktuellste internationale Monatsschrift (Zürich,
Schweizer Druck- und Verlagshaus), die jedermann kaufen,
abonnieren, lesen mußte. — Abonnement nur Fr. 5.—
pro Jahr. — Einzelverkauf durch jede Buchhandlung.

Wiener Trabrennverein.

Das Sommer-Meeting wird am 16., 18., 20., 22., 23.,
25., 27., 29. und 30. Juni auf dem Trabrennplatze
(k. k. Prater, hinter der Rotunde) abgehalten.
Beginn der Rennen um 3 Uhr nachmittags.



Vom Präsidium des Kriegsministeriums genehmigt.

Aufruf.

Unsere aus der Gefangenschaft heimkehrenden Krieger befinden sich zum größten Teile in einem Zustande arger Verwahrlosung. Besonders hinsichtlich der Wäsche herrscht die allergrößte Not. Die Heimkehrenden haben entweder gar keine oder nur ganz zerlumpte Leibwäsche, welche als Trägerin von Ungeziefer und Infektionskeimen gelten kann. Es besteht somit die Gefahr, daß durch die Heimkehrer Epidemien, insbesondere Fleckfieber, eingeschleppt werden.

Es ist daher ein Gebot der allgemeinen Volkswohlfahrt, daß jeder zurückgekehrte Krieger so rasch als möglich mit gebrauchsfähiger, hygienisch einwandfreier Wäsche versehen werde. Abgesehen davon, verdienen es wohl die zurückgekehrten Krieger in erster Linie, daß sie baldigt wieder einem menschenwürdigen Dasein zugeführt werden.

Bei dem drückenden Mangel an Textilprodukten und dem ins Vielfache gesteigerten Bedarf für unsere Armee ist aber die Heeresverwaltung außerstande, nimmehr auch für die Heimkehrer Wäsche in ausreichender Weise aufzubringen. Das Kriegsfürsorgeamt wendet sich daher an jene Teile der Bevölkerung, die in ihrem Haushalte noch über derartige Bestände an Wäsche verfügen und in der Lage sind, irgend ein entbehrliches Wäschestück der nachstehend bezeichneten Art abzugeben.

Die Sammlung wird ausschließlich auf Männerhemden und Männerunterhosen, und zwar in noch gebrauchsfähigem und gereinigtem Zustande beschränkt.

Da möglicherweise der Fall eintreten könnte, daß die steigende Not an Wäsche für Zwecke der Volksbekleidung und des Heeresbedarfes es späterhin erforderlich macht, eine teilweise Inanspruchnahme der Wäschebestände in den besser versorgten Privathaushaltungen in Erwägung zu ziehen, wird Vorsorge getroffen, daß diejenigen, die sich an der Wäschesammlung für Heimkehrer durch geschenkwise oder entgeltliche Überlassung von Wäschestücken beteiligen, späterhin von einer Heranziehung ihrer Vorräte an den betreffenden Wäschesorten befreit bleiben. Es erfolgt in der Weise, daß jeder, der von einem Dutzend Männerhemden oder Männerunterhosen je ein Stück kostenlos stätig über ausgestellt erhält. Im Falle der entgeltliche von K 12— und für jede brauchbare Unterhose ein Betrag von 12 Schillingen in die Wäschesammlung wird Volksbekleidungs zwecken zugeführt werden.

Gaben von Wäsche werden jederzeit in Wien von der Militärkommission, in den anderen Orten von den Militärkommanden und den Gendarmenkomitees, welche gewiß wieder mit patriotischem Eifer ihre Tätigkeit nach vorherigem Aufruf vom Kriegsfürsorgeamt des k. u. k. Kriegsministeriums (Nr. 14322) direkt bei den Besitzern abgeholt. Dorthin sind die Wäschegegenstände zu bringen.

Zur Erlassung dieses Aufrufes und zur Veranstaltung der Sammlung wird auf Veranlassung des k. u. k. Kriegsministeriums vom 21. September 1917, R. G.-Bl. Nr. 883, Wien, im Mai 1918.

Währingerstraße 32 (Telephon 12367), außerhalb der Stadt Wien, entgegen genommen; weiters von den Lokalanstalten in Wien, IX., Berggasse 20 (Telephon 14171, 12516, 12517), in den anderen Orten von den Militärkommanden und den Gendarmenkomitees, welche gewiß wieder mit patriotischem Eifer ihre Tätigkeit nach vorherigem Aufruf vom Kriegsfürsorgeamt des k. u. k. Kriegsministeriums (Nr. 14322) direkt bei den Besitzern abgeholt. Dorthin sind die Wäschegegenstände zu bringen.

Seibt, G. d. L., m. p.

Banca Commerciale Triestina.

Zentrale: Triest.

Filialen: Görz, Rovereto, Spalato, Trient.

Agenturen:

Cortina-d'Ampezzo, Mezzolombardo, Montafalcone und Pola.

Besorgung jeder Art von Bankgeschäften.

Direkte Verbindungen an allen bedeutendsten Plätzen des Weltverkehrs.

Kreditbriefe.

SUDBAHNHOTEL SEMMERING

2 Stunden von Wien, 1000 m Seehöhe,
Hotel ersten Ranges, 300 Zimmer, das
ganze Jahr offen, völlig windgeschützt
:: Lage, herrliches Alpenpanorama ::
Erstklassiges Restaurant, Neues Café

mit aussichtsreichen Terrassen, Treffliches Terrain
für alle Arten von Sommer- und Wintersport.

Die Hotelverwaltung.

SIGMUND FLUSS

K. u. K. Hoflieferant **Brünn** K. B. Hoflieferant



Hof-Kunstfärberei und chemische Waschanstalt

für Garderoben, Uniformen und Stoffe aller Art.
Spezialität: Färberei für Seidenkleider in allen Farben.

Billige Preise. — Vorzügliche Arbeit.

Für hervorragende Leistung prämiert mit 10 goldenen Medaillen.

Provinzaufträge werden auf das sorgfältigste ausgeführt.

Annahmestellen

in allen größeren Städten, wo nicht, erbitte direkte Zusendung.

K. k. privilegierte Versicherungs-Gesellschaft

Oesterreichischer Phönix in Wien

Geegründet 1860.

Direktion: Wien I., Riemergasse 2.

Feuerversicherung, Einbruchversicherung, Hagelversicherung zu vorteilhaftesten Bedingungen, Vertretungen in allen größeren Orten der Monarchie.

K. k. priv. Lebensversicherung-Gesellschaft

Oesterreichischer Phönix in Wien

Lebensversicherung Aussteuerversicherung Leibrenten

Gewinnanteil mit Garantie 3prozentiger Prämien-Verzinsung. — Prämienbeteiligung und Rentenbezug im Falle der Invalidität. — Kostenfreie Reiseversicherung. — Reisen nach allen Teilen der Erde frei. — Unantastbare, unverfallbare Polisse.